

**Geld und Macht**  
in Mittelalter und Neuzeit



Radio MoneyMuseum

# Geld und Macht in Mittelalter und Neuzeit

Eine Hörspielreihe von  
Ursula Kampmann

Money ● museum

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck in jeder Form sowie die Wiedergabe durch Fernsehen,  
Rundfunk, Film, Bild- und Tonträger, die Speicherung und Verbreitung in  
elektronischen Medien oder Benutzung für Vorträge, auch auszugsweise,  
nur mit Genehmigung des Verlags

1. Auflage Juni 2008

© MoneyMuseum by Sunflower Foundation

Verena-Conzett-Strasse 7

CH-8036 Zürich

Telefon: +41 (0)44 242 76 54, Fax: +41 (0) 242 76 86

Kostenlos erhältlich im:

MoneyMuseum

Hadlaubstrasse 106

CH-8006 Zürich

Telefon: +41 (0)44 350 73 80, Büro: +41 (0)44 242 76 54

Weitere Informationen und Publikationen finden Sie unter:

**[www.moneymuseum.com](http://www.moneymuseum.com)**

Umschlagbild: Archiv Oesch Verlag

Bilder S. 9, 37, 67, 95: Archiv MoneyMuseum

Satz und Gestaltung: Oesch Verlag, Zürich

Druck und Bindung: AALEX, Grossburgwedel

Printed in Germany

---

## Inhalt

Vorwort des Herausgebers . . . . .	7
<i>Teil 5</i>	
Geld und Macht in Venedig . . . . .	9
<i>Teil 6</i>	
Geld und Macht zur Zeit der Renaissance . . . . .	37
<i>Teil 7</i>	
Geld und Macht zur Zeit Ludwigs XIV. . . . .	67
<i>Teil 8</i>	
Geld und Macht im britischen Weltreich . . . . .	95



---

## Vorwort des Herausgebers

«Geld macht aus sauer süß und dem Lahmen Füß» oder «Geld, das stumm ist, macht recht, was krumm ist», sagt man im deutschen Sprachraum. Und in Japan heisst es: «Mit Geld bist du ein Drache – ohne Geld ein Wurm.» Weltweit und seit Jahrhunderten ist das Wissen um die Macht des Geldes im Volksmund verankert.

Geld und Macht treten als unzertrennliches Paar auf – in der Geschichte wie in der heutigen Gesellschaft. Welche Kräfte in diesem Paar wirken und wie sich Menschen verhalten, die die Gesetzmässigkeiten unseres Geldsystems verinnerlicht haben, davon handelt dieses Buch. Es ist die Fortsetzung zum Band «Geld und Macht in der Antike» und präsentiert wieder vier Hörspiele, die das Zusammenspiel von Geld und Macht veranschaulichen, indem sie verschiedene geschichtliche Epochen zum Leben erwecken – diesmal das Mittelalter und die Neuzeit. So können Sie etwa verfolgen, wie Venedig sich von einer Ansammlung kleiner Fischerdörfer zur einflussreichsten Handelsmacht im Mittelmeer mauserte oder wie die Medicis in Florenz immer reicher und mächtiger wurden und Ludwig XIV. seine Staatskasse sanierte.

Besonders eindrücklich zeigt sich am Beispiel der Herrschaft Englands über den indischen Subkontinent, wie Macht durch Geld erreicht und über Geld ausgeübt wird. Gerade dort, im letzten Kapitel, findet sich einer, der die Gesetzmässigkeiten des Geld- und Machtsystems unterläuft und ihnen seine Ideale entgegensetzt: Für sie verzichtete Mahatma Gandhi auf

eigenen Wohlstand, für sie setzte er sein Leben aufs Spiel. Mit gewaltfreiem Widerstand hielt er an dem fest, was er als Wahrheit erkannt hatte, und erreichte damit schliesslich den Zerfall der britischen Macht.

«Die Ausnahme bestätigt die Regel», könnte man da sagen. Dass es aber immer wieder Situationen gibt, in denen Menschen es vermögen, die scheinbar unumstössliche Verknüpfung von Geld und Macht aufzulösen, fasziniert.

*Jürg Conzett*

MoneyMuseum

[www.moneymuseum.com](http://www.moneymuseum.com)



## Geld und Macht in Venedig



Zecchino, geprägt 1343–1354 unter Andrea Dandolo  
Der heilige Markus überreicht dem knienden Dogen das Banner  
von Venedig



**Es agieren:**

- Sprecher/in
- Urs Abderhalden, Moderator
- Andrea Dandolo, Historiker im Venedig des 14. Jahrhunderts
- Prof. Dr. Pierre Savantous, Lehrstuhlinhaber des Instituts für byzantinische Forschungen an der Sorbonne, Paris
- Romano Mairano, venezianischer Kaufmann
- Zorro Zeitlos, Reporter Konstantinopel
- Mehmed II. Fatih, Sultan des Osmanischen Reiches

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Sprecher/in:** Radio MoneyMuseum – Geld und Macht in Venedig.

**Moderator:** Meine Damen und Herren, willkommen bei Radio MoneyMuseum, Zürich – am Mikrofon ist Urs Abderhalden.

Sie hören heute den fünften Teil unserer Sendereihe «Geld und Macht». Diesmal gehen wir zurück ins Mittelalter. Wir wollen den einzigartigen Aufstieg der Handelsmacht Venedig betrachten.

Venedig entstand in einer geschützten Lagune der Adria aus vielen kleinen Fischerdörfern. Erst nach und nach wuchsen die auf kleinen Inselchen gelegenen Siedlungen zusammen und entwickelten sich zur mächtigen Handelsrepublik, die zur Brücke werden sollte zwischen Orient und Okzident.

Um mehr darüber zu erfahren, welche Faktoren zum Aufstieg und zum Niedergang Venedigs führten, haben wir berühmte und weniger berühmte Gäste eingeladen, die wir zu diesem Thema befragen werden.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren. Am 25. März 421, so können Sie in jedem Reiseführer lesen, wurde Venedig gegründet. Tatsächlich ist dieses Datum – genauso wie viele andere Mythen um die Entstehung der Stadt – fiktiv und wurde zu Propagandazwecken verbreitet. Wir wollen uns von Andrea Dandolo, einem Chronisten des 14. Jahrhunderts, seine Version des Aufstiegs von Venedig erzählen lassen und haben Professor Pierre Savantous, Leiter des Instituts für byzantinische Forschungen an der Sorbonne in Paris, gebeten, für uns zu überprüfen, ob die Darstellung seines Kollegen dem neuesten Stand der Forschung entspricht. Ich begrüße die beiden Historiker.

**Savantous:** *(mit leicht französischem Akzent)* Bonjour.

**Dandolo:** Seien Sie begrüßt.

**Moderator:** Signor Dandolo, wären Sie so freundlich, uns zu erzählen, was man zu Ihrer Zeit über die Gründung der Stadt Venedigs wusste?

**Dandolo:** Aber gerne. Es begann mit der Mission des heiligen Markus in Norditalien. Er hatte das Patriarchat von Aquileia gegründet und war auf der Rückreise, da trieb ein Sturm sein Schiff in der Lagune von Venedig an Land. Markus war müde und legte sich auf dem Ufer zum Schlafen nieder. Im Traum erschien ihm ein Engel des Herrn, der Folgendes zu ihm sprach: «Pax tibi, Marce, ...»

**Moderator:** *(unterbricht ihn)* Wären Sie so freundlich, das in unserer Sprache zu sagen? Latein spricht kaum noch einer von unseren Hörern.

**Dandolo:** Oh wirklich? Zu meiner Zeit tat das jeder Gebil-

dete. Aber wenn Sie wollen, also der Engel sprach: «Friede sei mit dir, Markus, mein Evangelist, hier wird dereinst dein Leib ruhen. Ein grosser Weg liegt vor dir. Doch nach deinem Tode wird das gläubige Volk deinen Ruhm in alle Welt tragen, so weit das Meer reicht.»

Gott selbst hatte, wie dieser Traum des heiligen Markus enthüllt, Venedig dazu bestimmt, die Herrscherin der Meere zu werden. Und als nun der Hunne Attila Italien heimsuchte, da flohen die Römer in die Lagune und gründeten die Stadt am 25. März 421. Wir machten unsere Heimat unter dem Schutz des heiligen Markus zur bedeutendsten Handelsmacht des Mittelmeeres.

**Moderator:** Monsieur Savantous, was sagen Sie zu diesem Gründungsmythos. Sind die Venezianer mittelalterliche Nachkommen der Römer?

**Savantous:** Mais non. Mit Sicherheit nicht.

**Moderator:** Was wissen wir *heute* über die Gründung der Stadt?

**Savantous:** Es war tatsächlich eine Invasion, die Flüchtlinge dazu veranlasste, sich in der Lagune anzusiedeln. Allerdings nicht die der Hunnen, sondern die der Langobarden im Jahre 568.

**Moderator:** Und verehrten die Venezianer damals schon den heiligen Markus?

**Savantous:** Nein, der Markuskult, der kam erst viel später. Und dass Venedig sich so mit seinem Heiligen identifizierte, das hatte politische Gründe.

**Moderator:** Würden Sie unseren Hörern mehr darüber erzählen?

**Savantous:** Dafür müssen wir an den Beginn des 9. Jahrhunderts zurückgehen, in die Zeit, als Karl der Grosse Oberitalien unter seine Gewalt brachte. Sein Sohn Pippin eroberte im Jahr 809 die Lagune von Venedig.

**Dandolo:** Nein, Sie lügen! Karl ist es nie gelungen, Venedig zu erobern. Wir liessen ihn freiwillig in die Stadt, damit er den heiligen Markus verehren konnte.

**Savantous:** Bon, leider waren zu Karls Zeiten die Reliquien des heiligen Markus noch in Alexandria. Also kann die Geschichte gar nicht wahr sein.

Venedig unterstand damals dem Byzantinischen Reich. Doch der Ostkaiser tat nichts, um seinen Besitz gegen eine Eroberung durch die Karolinger zu schützen. Venedig wurde also erobert, auch wenn die Chronisten des 14. Jahrhunderts dies nicht mehr wahrhaben wollten.

**Dandolo:** Aber ...

**Savantous:** *(geht über seinen Einwand hinweg, als hätte er ihn gar nicht gehört; betont Wort für Wort, was er eben gesagt hat)* Nicht mehr wahrhaben wollten. Venedig wäre ein Teil des Westreiches geworden, wenn Karl in einem Vertrag mit dem Ostkaiser nicht seine gerade gewonnenen Besitzungen in Oberitalien gegen die Anerkennung als Westkaiser getauscht hätte. Damit kam die Lagune wieder zurück an Ostrom. Doch die Franken waren nicht bereit, so ohne Weiteres auf den Besitz Venedigs zu verzichten. Das war nämlich inzwischen sehr reich geworden, vor allem durch seinen Handel, den es damals schon ...

**Moderator:** (*unterbricht ihn*) Über den Handel wollen wir in einem anderen Zusammenhang sprechen.

**Savantous:** Bon. Wichtig ist für unseren Zusammenhang auch nur, dass Venedig bereits zu Beginn des 9. Jahrhunderts Handelsverbindungen ins ganze Mittelmeer hatte, was die Franken völlig unterschätzten.

**Moderator:** Wie sollen wir das verstehen?

**Savantous:** Nun, die Karolinger wollten Venedig unter ihren Einfluss bringen und gleichzeitig Ostrom nicht erzürnen. Sie versuchten es also mit einem kirchenpolitischen Trick. Bisher hatte der Patriarch von Grado die kirchlichen Angelegenheiten Venedigs geregelt und dafür von den Einkünften der Stadt profitiert. Er hatte sich zurückgehalten und sich kaum in die politischen Angelegenheiten der Stadt eingemischt. Der Patriarchenstuhl von Grado war eigentlich der des in römischer Zeit wesentlich bedeutenderen Aquileia. Ihn hatte der Patriarch während der Langobardeneinfälle nach Grado verlegt, um nicht in der ungeschützten Stadt von den Invasoren angegriffen zu werden. Nun besetzten die Franken das verfallene Patriarchat von Aquileia einfach neu mit einem eigenen, reichstreuen Kandidaten und forderten, sowohl Grado als auch Venedig müssten sich ihrem, dem fränkischen Patriarchen, unterstellen. Im Karolingerreich wurden häufig Kirchenmänner benutzt, um die Macht des Kaisers über seine Untertanen auszuüben. Die Venezianer sahen ihre politische Unabhängigkeit schwinden und wehrten sich mit Händen und Füßen gegen den neuen Patriarchen. Und dann entschied im Jahre 827 eine offizielle Synode, dass der Patriarch von Aquileia der einzig rechtmässige sei ...

**Moderator:** Bitte, Sie sprechen von einem Patriarchen. Was

genau ist denn der Unterschied zwischen einem Patriarchen und einem normalen Erzbischof?

**Savantous:** Nun, ein Erzbischof wird vom Papst eingesetzt. Ein Patriarch kann sich auf eine wesentlich grössere Autorität berufen. Seinen Stuhl hat der Überlieferung nach ein Apostel gegründet. Und genau das machte sich Venedig zunutze. Um das Folgende zu verstehen, müssen Sie Ihre modernen Vorstellungen von rationalem Denken ad acta legen. Wir gehen zurück ins mittelalterliche Weltbild.

Gott schickt – nach der damaligen Vorstellung – seine Heiligen in die Welt, damit sie sein Heil und seine Gnade unter den Menschen verbreiten. Nicht nur der lebendige Heilige ist in der Lage, Gottes Reich in die Welt zu bringen. Der tote Körper des Heiligen verfügt über genau die gleiche Macht. So ein toter Körper besitzt – natürlich nur nach mittelalterlichem Denken – immer noch die Fähigkeit, seinen eigenen Willen zum Ausdruck zu bringen. Er kann zum Beispiel bestimmen, wo, in welcher Stadt er ruhen will.

Gesetzt den Fall, der heilige Markus, der Gründer des Patriarchats von Aquileia, würde sich nun in Grado oder gar in Venedig niederlassen, dann hätte die Intervention des Heiligen das menschliche Tun der Synode ausser Kraft gesetzt.

**Moderator:** Das klingt unglaublich. Wie könnte ein toter Heiliger solche Macht ausüben?

**Savantous:** Indem er denen, die von ihm beschützt werden, erlaubt, seinen Leichnam zu rauben und ihn als Reliquie nach Venedig zu bringen.

**Dandolo:** Ja, ja, genau so ist es geschehen! Der Heilige hat seinen Willen kundgetan. Er ist nach Venedig gekommen und



schützt seitdem unsere Stadt. Soll ich Ihnen erzählen, wie sich alles zugetragen hat?

**Moderator:** Aber bitte.

**Dandolo:** Es geschah im zweiten Jahr der Regierung des Dogen Giustiniano Partecipazio.

**Moderator:** Wann war das unserer Zeitrechnung nach, Monsieur Savantous?

**Savantous:** Die Synode fand statt am 6. Juni 827 und die Überführung der Reliquien entweder 828 oder 829.

**Dandolo:** Vom Kalifen war die Erbauung eines prächtigen Palastes angeordnet worden, und da es an Baumaterial fehlte, erging der Befehl, Säulen aus den Kirchen Ägyptens zur Verfügung zu stellen. Dieses Gebot erregte unter der Geistlichkeit Schrecken. Eben zu dieser Zeit hielten sich in Alexandria zwei venezianische Kaufherren auf, die Tribunen Bonus und Rusticus. Die sich in Ägypten aufhaltenden Seeleute verrichteten ihre Andacht gewöhnlich in der Kirche des heiligen Markus, in der dessen Leiche aufbewahrt wurde. Als nun auch Bonus und Rusticus in diese Kirche kamen und die anwesenden Geistlichen in tiefer Sorge fanden, fragten sie nach der Ursache und erfuhren von dem Befehl des Kalifen. Jetzt sagten die Venezianer: «Der kostbare Schatz, den Ihr in Eurer Kirche besitzt, ist in grosser Gefahr, von den Sarazenen entweiht zu werden. Übergebt ihn uns, und wir werden ihn so, wie es sich gebührt, zu ehren wissen.» Überzeugt durch die Argumente der Venezianer, willigten die Geistlichen ein, doch musste zunächst die Wachsamkeit sowohl der Christen Alexandrias als auch der sarazenischen Zollbeamten überwunden werden. Die Christen wurden durch eine List hinters

Licht geführt, indem man in das Grab des Evangelisten einen anderen heiligen Leib legte, während man die Zöllner dadurch täuschte, dass Bonus und Rusticus im oberen Teil der Kiste, die die Reliquie aufgenommen hatte, Schweinefleisch aufschichteten, was für die Sarazenen ein Gegenstand des Abscheus ist. Als nun die Kiste an der Zollstation geöffnet wurde, riefen die Zöllner: «Kanzir, Kanzir!», was ein Ausdruck des Abscheus ist, und fertigten die Ladung ohne Weiteres ab. Glücklicherweise brachten Bonus und Rusticus ihren Schatz nach Venedig.

**Moderator:** Und was sagen Sie dazu, Monsieur Savantous?

**Savantous:** Die Geschichte zeigt Ihnen genau, was ich vorhin meinte: Besondere, von Gott geschickte Umstände sorgten dafür, dass der Leib des Heiligen in die Stadt kam, in der er sich in Zukunft wohl fühlen würde.

**Moderator:** Ja, aber was hat das denn für unseren Zusammenhang zu bedeuten?

**Savantous:** (*ganz aufgeregt*) Aber sehen Sie denn nicht die Genialität, mit der sich die venezianische Regierung ihre damals schon bestehenden weiten Handelsverbindungen zunutze machte? Reliquien waren damals eine Ware, eine teure und gut verkäufliche Ware. Und nun landet da ein Schiff aus Alexandria, dessen Kapitän behauptet, er hätte die Reliquien des heiligen Markus an Bord.

Ich garantiere Ihnen, damals kam alle Nase lang ein Schiff an, das einen Teil irgendeines heiligen Marcus an Bord hatte, einen Zahn, ein Bein, einen Arm. Reliquien wurden damals gehandelt wie (*sucht ein Beispiel*) ... wie ... wie seit der Renaissance Kunstwerke. Sie waren die Garantie dafür, dass Pilger strömten und damit Geld in die Kasse kam. Wenn heu-

te der Louvre die Mona Lisa hat, dann hatte Santiago damals den heiligen Jakob. Das bedeutete Tourismus, Geld und ganz nebenbei auch die Gewähr dafür, dass die Stadt, in der eine Reliquie ruhte, besonders von Gott begünstigt war.

Und genau das machte sich der Doge zunutze. Er proklamierte die Handelsware zum gemeinsamen Heiligtum der Venezianer. Und bewies damit, dass der heilige Markus selbst bereit war, die Ansprüche des Patriarchen von Aquileia ad absurdum zu führen. Dem hatten die Franken nichts entgegengesetzt ausser Waffengewalt, und die setzte sich gegen das erstarkte Gemeinschaftsgefühl der Venezianer auf Dauer nicht durch.

Der heilige Markus wurde fortan in der offiziellen Ideologie der eigentliche Herr der Seerepublik, dessen Macht der Doge nur geliehen bekam.

**Moderator:** Mit diesem Reliquienraub war also die Seeherrschaft Venedigs gesichert?

**Savantous:** Aber nein, es gab noch viele Rückschläge und raffinierte politische Manöver, ehe sich Venedig als *die* Handelsmacht der damals bekannten Welt durchsetzen konnte.

**Dandolo:** Es war der Heilige, der uns schützte, damit wir Gottes Bestimmung erfüllen konnten.

**Moderator:** Ja, Signor Dandolo, so sah man das zu Ihrer Zeit. – Wir danken Ihnen dafür, dass Sie gekommen sind und verabschieden uns von Ihnen. (*Zum Professor*) Monsieur Savantous bitten wir, noch ein bisschen zu bleiben, damit wir mit seiner Hilfe die Aussagen unserer Gäste aus der Vergangenheit besser einordnen können. – Meine Damen und Herren, bleiben Sie also dran. Unser nächster Gast wird uns Näheres über den Handel der Stadt Venedig erzählen.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie hören Radio MoneyMuseum mit der Sendung «Geld und Macht in Venedig». Nachdem wir uns eben mit dem Aufstieg der Stadt beschäftigt haben, wollen wir nun von einem Händler Näheres über den venezianischen Handel erfahren. Wir haben dafür den Kaufmann Romano Mairano aus dem 12. Jahrhundert eingeladen. Mit dabei ist Monsieur Savantous, der für uns kurz zusammenfasst, warum der Handel Venedigs derart aufblühte. *(Zu seinem Gast)* Monsieur Savantous, darf ich Sie bitten?

**Savantous:** Aber natürlich. Es ist mir ein Vergnügen. Venedig hat klein angefangen. Zunächst handelte es nur mit seinen einheimischen Erzeugnissen, mit Salz, das in der Lagune gewonnen wurde, und mit Fisch, den die Fischer vor der Lagune fingen. Damit verfügte die Stadt über zwei begehrte Produkte. Sie dürfen nicht vergessen: Kühlschränke gab es damals noch nicht und Salz war eines der wenigen Mittel, mit denen man Fisch und Fleisch haltbar machen konnte. Und der Fisch, das war die wichtigste erlaubte Nahrung an den christlichen Fastentagen, aus denen mehr als ein Drittel des Jahres bestand.

Zunächst führten die Handelsfahrten nur in die nähere Umgebung. Man nutzte die Flüsse, um ins Innere Oberitaliens zu kommen, man segelte an der Küste des Friauls und Dalmatiens entlang. Und dabei tauschten die Händler nicht nur eigene gegen fremde Ware, sondern sie nahmen in jeder Stadt mit, was günstig zu haben war, und boten es in den anderen Städten zusammen mit den eigenen Waren an.

Die Geschäfte dehnten sich immer weiter aus. Sie haben ja eben gehört, dass bereits im 9. Jahrhundert venezianische Schiffe bis nach Alexandria segelten. Der Handel war damals

reich an Risiken, aber auch enorm einträglich. Es gab Fahrten, bei denen über 100 Prozent Rendite erzielt wurden. Und so bauten immer mehr Händler Schiffe, bis das kleine Venedig eine bedeutende Flotte besass. Mit der ging es militärisch gegen die Konkurrenz vor. So wurde zum Beispiel Comacchio, das wie Venedig vom Salz und vom Handel lebte, im Jahr 881 völlig zerstört.

Mit seiner schlagkräftigen Flotte war die Lagunenstadt aber auch eine wertvolle Verbündete der damaligen Grossmächte, die eine militärische Hilfeleistung oft durch Handelsprivilegien vergalt. So kam Venedig an seine Abgabefreiheit im Byzantinischen Reich und an das Stapelrecht für den Handel mit dem Westreich.

**Moderator:** Signor Mairano, Sie waren Händler in Venedig, Sie kennen all das aus eigener Anschauung. Würden Sie uns erklären, was das praktisch für Sie bedeutete?

**Mairano:** Nun, Signore, wir waren das Verbindungsglied, die Brücke, über die der Handel zwischen Orient und Okzident abgewickelt wurde. Auch wenn natürlich andere Städte wie Amalfi, Genua oder Pisa immer wieder versuchten, uns diese Vormachtstellung streitig zu machen. Aber letztendlich haben sie es nicht geschafft. Unsere Regierung war einfach geschickter im Verhandeln mit den Grossmächten. Und in unserer Gesellschaft gab es den Unterschied nicht zwischen adligen Landbesitzern, reichen Händlern und armen Arbeitern. Alle, *alle* haben am Handel verdient. Und so galt alles, was für den Handel gut war, als vorteilhaft für Venedig.

**Moderator:** Signor Mairano, wie meinen Sie das: «Alle haben am Handel verdient»? Was hat ein armer venezianischer Handwerker vom Gewinn des Kaufmanns?

**Mairano:** Aber bei uns hat doch jeder in den Handel investiert! Von der einfachen Witwe bis zum reichsten Adligen.

**Moderator:** Wie dürfen wir uns das vorstellen?

**Mairano:** Ecco, es gab in Venedig viele Männer wie mich. Unternehmungslustig, intelligent, aber mit entschieden zu wenig Kapital, um ein eigenes Geschäft anzufangen. Nach meiner Heirat im Jahre 1152 des Herrn hatte ich ein kleines Grundkapital, aber das reichte nicht, um im grossen Stil zu handeln. So sprach ich jede Menge potenzieller Geldgeber an, von der armen Witwe bis zum reichen Grundbesitzer. Und mit vielen von ihnen schloss ich eine Colleganza.

**Moderator:** Wie funktionierte das?

**Mairano:** Nun, jeder Geldgeber finanzierte einen Teil meiner Ladung, gross oder klein. Er stellte dabei drei Viertel des Kapitals, ich ein Viertel. Bei meiner Rückkehr wurde der Gewinn aus dem speziellen Teil der Ladung 50 : 50 aufgeteilt. Ich hätte natürlich auch eine Commendatio abschliessen können. Dabei stellte der Geldgeber das gesamte Kapital und erhielt am Ende der Reise drei Viertel des Gewinns. Aber darauf wollte zunächst keiner eingehen. Am Beginn meiner Karriere war ich eine unbekannte Grösse. Da wollten meine Partner den Nachweis sehen, dass auch ich Geld in die Handelsfahrt investiert hatte.

**Moderator:** Und mit was handelten Sie?

**Mairano:** Mit Holz, das war zwar politisch etwas anrücklich, aber es versprach enormen Gewinn.

**Moderator:** Wieso anrücklich, was kann an Holz anrücklich sein?

**Mairano:** Nun, den grössten Gewinn brachte Holz in den Ländern der Ungläubigen, wo keine Bäume wuchsen. Und die Ungläubigen benutzten unser Holz, um Schiffe zu bauen.

**Moderator:** Ja und?

**Mairano:** Diese Schiffe konnten gegen christliche Flotten eingesetzt werden. Das behauptete zumindest der Papst. Wir mussten damals viele Gesandtschaften in den Lateran schicken, bis wir ihn überzeugt hatten, dass unser Holz in Alexandria natürlich nur für friedliche Zwecke benutzt wurde.

**Moderator:** Es war also profitabel, mit Holz zu handeln.

**Mairano:** Ma certo. Auch wenn man – wie ich – nicht als Grosshändler auftrat und das Holz von Venedig nach Alexandria transportierte. Ich arbeitete im Zwischenhandel, holte das Material aus den nahe gelegenen Häfen nach Venedig, wo es dann die Grosskaufleute abnahmen. Die waren es, die die ganz grossen Profite einstrichen. Aber um mich ihnen anzuschliessen, dafür fehlte mir das Kapital. Um das zu erwerben, ging ich erst einmal nach Konstantinopel und betrieb dort einen florierenden Handel zwischen den griechischen Städten.

**Moderator:** Sie brachten Waren aus den griechischen Städten nach Venedig?

**Mairano:** Aber nein. Ich transportierte Waren *zwischen* den verschiedenen Städten, also Luxusartikel von Konstantinopel nach Negroponte auf Euboa und Getreide von Negroponte

zurück in die Hauptstadt. Wir Venezianer hatten ja den Vorteil des niedrigen Zolls, sodass wir unsere Waren billiger anbieten konnten als die Konkurrenz.

**Moderator:** Erklären Sie uns das bitte genauer.

**Mairano:** Wir Venezianer zahlten keinerlei Import- oder Exportabgaben im Byzantinischen Reich, während unsere Konkurrenten aus Pisa 4 Prozent zahlten, die Genuesen sogar 10 Prozent. Damit war unsere Ware automatisch 10 Prozent billiger als die der Genuesen. Allerdings war Venedig dadurch natürlich ziemlich unbeliebt, nicht nur bei unseren Konkurrenten. Die Griechen hassten uns fast noch mehr. Sie mussten nämlich Abgaben zahlen. Und dann, ja, ich gebe es zu: Manche meiner Kollegen waren ziemlich arrogant. (*Stolz*) Ich selbst nie, ich habe nie einen Griechen betrogen und mich dann darauf berufen, dass die lokalen Gerichte nicht das Recht hatten, über mich zu urteilen.

**Moderator:** Wieso?

**Mairano:** Weil wir auch im Byzantinischen Reich unserer eigenen Gerichtsbarkeit unterstanden.

**Moderator:** Venedig war also verhasst?

**Mairano:** Ja, das habe ich selbst am eigenen Leib erleben müssen.

**Moderator:** Erzählen Sie.

**Mairano:** Im Jahr 1170 hatte ich genügend Geld verdient und war in den grossen Handel eingestiegen. Ich fuhr nach Venedig, um mir ein eigenes Schiff zu kaufen. Es war eine gewalti-



ge Galeere. Man nannte sie Maiorando. Damit begab ich mich nach Konstantinopel. Ich konnte meine Ware dort äusserst vorteilhaft verkaufen. Sogar das Schiff. Das wollte der byzantinische Zoll unbedingt haben. Die Maiorando war nämlich schneller als jeder Schmuggler.

Gefallen hat es mir damals nicht in Konstantinopel – dieses vielsagende Schweigen, wenn man bei griechischen Handelspartnern vorsprach, die bösen Blicke und die bösen Worte auf der Strasse. Vereinzelt hörte ich, dass andere Händler sogar tötlich angegriffen worden waren. Und dann ging es los, das Pogrom gegen uns Lateiner. Wir wurden gehetzt, gefangen, umgebracht, wie es gerade kam. Ich hatte ein riesiges Glück, sie erschlugen mich nicht sofort, sondern brachten mich in ein Gefängnis. Das war so überfüllt, dass die Behörden mir anboten, mich gegen eine gewaltige Kautiön auf freien Fuss zu setzen. Ich hatte das Geld aus meinen Verkäufen gut versteckt, konnte also zahlen und war frei. Frei! Sofort sammelte ich jeden Venezianer, der sich mit einem Schiff auskannte. Wir gingen hinunter zum Hafen – und da lag meine Maiorando. Ihr neuer Besitzer, der Zoll, liess sie nicht gerade gut bewachen.

Wir schwammen zum Schiff, kletterten an Bord, setzten uns an die Ruder – und los ging's. Ganz leise, leise – aber sie merkten es doch. Mit griechischem Feuer versuchten sie, uns zu erwischen. Ha, da hatten sie ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht! Jeder von uns wusste, dass man das Feuer zwar nicht mit Wasser, aber dafür mit Essig bekämpfen kann. Wir fanden im Laderaum ein paar Fässchen mit Essig, tränkten damit grosse Tücher, mit denen wir die Holzteile des Schiffes schützten, und keiner konnte uns mehr halten. Sobald wir auf hoher See waren, setzten wir Segel und fuhren unseren Verfolgern davon.

**Moderator:** Sie entkamen?

**Mairano:** Ja, aber ich habe viele Jahre gebraucht, um meine Schulden wieder abzubezahlen.

**Moderator:** Schulden?

**Mairano:** Aber natürlich. Ich hatte für meine Fahrt einen Kredit aufgenommen. Das war die lukrativste Form der Finanzierung. Bei der Rückkehr musste ich den Kreditgebern das Kapital plus 20 Prozent zurückgeben. Und das Kapital war nun weg, genauso wie alle meine Besitzungen im Ostreich. Aber ich schaffte es. Die Ziani, eine befreundete Händlerfamilie, halfen mir, in den Gewürzhandel einzusteigen. Ich machte enorme Gewinne und zahlte alle Schulden ab.

**Moderator:** Danke, Signor Mairano, für diese spannenden Ausführungen.

**Mairano:** Aber bitte, einem alten Seemann macht es doch immer Spass, über seine Erlebnisse zu erzählen.

**Moderator:** (*zum Professor*) Monsieur Savantous, können Sie das Gehörte für uns in den grösseren Zusammenhang einordnen?

**Savantous:** Bien sûr. Venedig hatte sich im Byzantinischen Reich eine übermächtige Position im Handel aufgebaut. Ganze Stadtviertel Konstantinopels waren exterritorial, gehörten den Venezianern. Venedig war ein Reich im Reich, wovon sich manch ein Ostkaiser gerne befreit hätte. Johannes II. Komnenos zum Beispiel versuchte bereits im Jahr 1123, den Venezianern ihre Privilegien zu entziehen. Nach einem kurzen Handelskrieg musste er allerdings einlenken.

Sein Nachfolger Manuel plante, Italien wieder für das

Ostreich zu erobern. Dabei war Venedig ihm im Wege. Um seinen politischen Konkurrenten durch den Entzug des Handels zu schädigen, inszenierte Manuel im Jahre 1171 das Pogrom, unter dem auch Signor Maiorano zu leiden hatte. Gute zehn Jahre später gab es erneut ein Pogrom, dem damals 30'000 Menschen zum Opfer fielen – wenn wir den mittelalterlichen Quellen glauben wollen. Die Feindschaft zwischen Ost und West, die im Vierten Kreuzzug mündete, wundert einen nicht, wenn man diese Vorgeschichte kennt.

**Moderator:** Damit sind wir bei unserem nächsten Thema. Es geht um die Eroberung von Konstantinopel während des Vierten Kreuzzugs. Unser Reporter Zorro Zeitlos ist für uns in die byzantinische Hauptstadt jener Zeit gereist und berichtet live von den dramatischen Ereignissen. – Meine Damen und Herren, es geht gleich weiter. Bleiben Sie dran, wenn Zorro Zeitlos sich live aus dem Jahr 1204 meldet, direkt aus dem gerade eroberten Konstantinopel.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, unser Reporter Zorro Zeitlos ist für uns nach Konstantinopel gereist. Er befindet sich im Jahr 1204, dem Jahr, in dem die Kreuzfahrer unter führender Beteiligung von Venedig die Stadt Konstantinopel eroberten und plünderten. Zorro Zeitlos wird von den Vorgängen berichten. – Hallo, Zorro Zeitlos, hier spricht Radio MoneyMuseum. Können Sie uns hören?

**Reporter Konstantinopel:** *(lauter Kampflärm übertönt die Stimme des Reporters)* Hallo, hallo, können Sie ein wenig lauter sprechen? Oder, Moment ... *(panisch)* ich muss hier weg!

**Moderator:** Hallo, Zorro Zeitlos. Was ist? Können Sie mich hören?!

**Reporter Konstantinopel:** *(ein wenig ausser Puste; Kampflärm hat nachgelassen)* Hallo, Urs Abderhalden. Jetzt kann ich Sie gut hören.

**Moderator:** Zorro Zeitlos, was ist los bei Ihnen?

**Reporter Konstantinopel:** Wir schreiben hier den 13. April des Jahres 1204. Heute ist es dem Heer der Kreuzfahrer unter Führung der Venezianer gelungen, Konstantinopel zu stürmen. Eine riesige Menge von Kriegern hat sich über die Stadt ergossen. Christen morden Christen. Unzählige Tote liegen in den Strassen. Jeder, den die Kreuzfahrer auf der Strasse antreffen, wird gefangen genommen, um als Sklave verkauft zu werden. Wer dafür zu alt ist, wird umgebracht. Ich stehe hier im Dunkel der Pankratorkirche. Sie haben es vorher mitbekommen, ich musste mich zurückziehen. Eine Schar Krieger hat sich ihren Weg durch die Strassen gebahnt. Sie hätten wohl auch mich gnadenlos niedergemacht, wenn ... *(flüstert beinahe)* oh mein Gott, sie kommen in die Kirche, ich muss mich verstecken ...

**Moderator:** *(aufgeregt)* Zorro Zeitlos, was ist passiert?!

**Reporter Konstantinopel:** *(flüstert leiser und heiser)* Sie kommen in die Kirche. Es sind fünf, sechs, acht, zwölf gerüstete Männer. An ihrer Spitze ein Kirchenmann, ein Abt. Da, jetzt redet er den völlig verängstigten griechischen Priester an. Er packt ihn am Bart, er wirbelt ihn herum, wirft ihn zu Boden. Jetzt erkenne ich den Dialekt. Er muss aus dem Elsass sein. Was will er? Ach natürlich, Reliquien. Jetzt hat das auch der Grieche verstanden. Er hat Todesangst, er läuft und zeigt auf

eine Kiste. Jetzt kommt der Abt. Er öffnet die Kiste und fängt an, laut Gott zu preisen. Er legt sein Schwert auf die Seite und greift mit beiden Händen in die Kiste hinein. Er holt Knochen heraus, eingewickelt in kleine Stücke von Stoff oder in kostbaren Behältnissen. Nun hat er die Hände voll und noch so viel scheint in der Kiste zu sein. Da schürzt er seine Kutte zu einem Bausch und schaufelt sich in diesen Bausch so viel von den Reliquien, wie er nur zu tragen vermag. Jetzt kann ich verstehen, was er seinen Begleitern zuruft. Er zählt ihnen auf, was er in der Kiste gefunden hat: etwas vom Blut Christi, Holz vom wahren Kreuze, Teile von Johannes dem Täufer, einen Arm, einen Fuss, einen Kopf, einen Zahn. Glücklicherweise tätschelt er dem weinenden Popen die Schulter und verlässt mit stolz erhobenem Haupt die Kirche.

**Moderator:** Zorro Zeitlos, bitte bringen Sie sich in Sicherheit! Das ist zu gefährlich. Unsere Hörer können nicht wollen, dass Sie Ihr Leben aufs Spiel setzen, um uns zu berichten.

**Reporter Konstantinopel:** Ja, ich denke es ist besser, ich begeben mich in meinen Unterschlupf. – Ich gebe zurück ins Studio.

**Moderator:** Das war Zorro Zeitlos mit einer Reportage aus dem Jahr 1204. Gleich werden wir Monsieur Savantous bitten, diese Ereignisse für uns in ihren historischen Zusammenhang einzubetten.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie haben eben eine Reportage von Zorro Zeitlos gehört. Er berichtete aus Konstantinopel, dass die Kreuzfahrer im Jahr 1204 plünderten. *(Zum Professor)* Monsieur Savantous, könnten Sie für uns

kurz zusammenfassen, wie es dazu kommen konnte? Warum eroberte das Heer, das aufgebrochen war, um die Ungläubigen zu bekämpfen, Konstantinopel?

**Savantous:** Nun, angefangen hat es eigentlich ganz anders. Um 1200 begann Papst Innozenz III., für einen Kreuzzug zu werben. Er hatte nicht viel Erfolg. Die Begeisterung war verflogen, die christlichen Könige des Abendlandes hatten andere Sorgen. Es konnten sich nur einige niedere Fürsten dazu durchringen, das Kreuz zu nehmen. Die beschlossen, auf dem Seeweg ins Heilige Land zu reisen, weil sich der Landweg als zu gefährlich erwiesen hatte. Man verhandelte also mit Venedig, das die bewaffneten Pilger ins Heilige Land zu bringen versprach. Venedig verpflichtete sich, auf seinen Schiffen 4500 Ritter mit ihren Pferden, 9000 Knappen und 20'000 Fusssoldaten gegen ein Entgelt von 85'000 Mark Silber zu befördern und zu verpflegen. Ausserdem sagte der Doge Enrico Dandolo zu, 50 venezianische Galeeren auf eigene Kosten gegen die Heiden zu schicken. Dafür verlangte er die Hälfte der Beute und aller zu erwartenden Eroberungen.

Zum vereinbarten Termin standen in Venedig die Schiffe bereit. Allerdings war nur ein Bruchteil der 4500 Ritter gekommen. Und diese waren nicht in der Lage, die geforderten 85'000 Mark Silber für die Überfahrt aufzubringen. 34'000 Mark fehlten. Der Doge bot nun an, die Zahlung dieses Betrages zu stunden, falls ihm die Kreuzfahrer helfen würden, die aufständische Stadt Zara unter die Kontrolle Venedigs zu bringen. Einige Kreuzfahrer weigerten sich – schliesslich war Zara christlich. Der grösste Teil aber akzeptierte, eroberte Zara, und noch während das Heer vor der Stadt lagerte, tauchte ein neuer Sachverhalt auf: genauer gesagt ein aus Konstantinopel vertriebener Thronprätendent namens Alexios, der den Kreuzrittern 200'000 Mark Silber anbot, sollten sie ihm die Herrschaft über sein Reich verschaffen.

**Moderator:** (*empört*) Dann wurde Konstantinopel wegen Geld erobert?

**Savantous:** Nun, ganz so einfach war es nicht. Alexios bot nämlich etwas an, was die katholische Kirche schon seit Jahren erstrebte: Er offerierte die Union der Ost- mit der Westkirche. Damit wurde es zu einem katholischen Anliegen, ihn auf den Thron zu bringen. Dies geschah, Alexios stellte als Kaiser die Einheit der Kirchen her, konnte aber sein zweites Versprechen nicht erfüllen. Er zahlte lediglich 100'000 Mark an die Kreuzfahrer. Die beharrten auf der vollen Erfüllung der Schuld. Alexios versuchte, die Summe durch Steuern aufzutreiben, machte sich damit aber bei seinen Untertanen derart unbeliebt, dass ein Gegenkaiser gewählt wurde, der ihn ermordete und die Unterwerfung unter die katholische Kirche rückgängig machte. Damit hatten die Kreuzfahrer einen wunderbaren Vorwand, um Konstantinopel zu stürmen. Dies geschah am 13. April des Jahres 1204.

**Moderator:** Und die Stadt wurde geplündert.

**Savantous:** Und wie! Wenn Sie heute die Schätze Konstantinopels sehen wollen, dann sparen Sie es sich, nach Istanbul zu fahren. Dort finden Sie nichts mehr. In Venedig dagegen können Sie den Reichtum Konstantinopels vor der Eroberung durch die Türken in seiner ganzen Vielfalt erleben. Denken Sie nur an die Pferde von San Marco ...

**Moderator:** (*unterbricht ihn*) Damit haben Sie mir das Stichwort gegeben. Verzeihen Sie die Unterbrechung, aber unsere Sendezeit nähert sich dem Ende. Und wir haben noch einen letzten Gast ins Studio eingeladen, Sultan Mehmed Fatih – oder wie er im Westen genannt wird: Mohammed der Eroberer. – Meine Damen und Herren, bleiben Sie dran.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, unser letzter Gast aus der Vergangenheit ist heute Sultan Mehmed II. *(Zum Sultan)* Eure Hoheit, willkommen im Studio von Radio MoneyMuseum.

**Mehmed II.:** *(sehr ruhig, sehr sicher, freundlich)* Salam oder wie es bei Ihnen heisst: Friede sei mit Euch.

**Moderator:** Eure Hoheit. Wären Sie so freundlich, für unsere Hörer ein paar Fragen zu beantworten?

**Mehmed II.:** Aber gerne, was möchten Sie wissen?

**Moderator:** Man nennt Sie den Eroberer. Sie haben Konstantinopel erobert und dem Byzantinischen Reich seinen Todesstoss versetzt.

**Mehmed II.:** Aber nein, zu viel der Ehre. Das haben die Christen schon lange vor mir getan. Ich habe meinem Reich nur eine nicht lebensfähige Stadt angegliedert, damit sie wieder zu einer mächtigen Metropole werden konnte.

**Moderator:** Wie meinen Sie das?

**Mehmed II.:** Sehen Sie, nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer damals im Jahre 493 der Hedschra – ach Moment, das muss ich ja für Sie umrechnen: Also, das war Ihrer Zeitrechnung nach 1204, ja 1204. Also nach diesem christlichen Sieg teilten die Sieger das Reich so unter sich auf, dass es nicht mehr lebensfähig war. Dieser Enrico Dandolo war ein schlauer Fuchs. Er überliess seinen Vertragspartnern die klingenden Titel, der Stadt Venedig aber



verschaffte er die Gebiete, die etwas eintrugen. Vor allem die Kornkammern in Thrakien, am Schwarzen Meer und auf Euböia gingen an Venedig. Dazu Häfen an allen strategischen Punkten im Mittelmeer, sodass die Stadt den gesamten Handel kontrollieren konnte. Einfach genial, wie Dandolo gewählt hat.

Venedig behielt seine Eroberungen auch, als Konstantinopel vom byzantinischen Kaiserhaus zurückerobert wurde. Als ich Konstantinopel angriff, war es kein Reich mehr, sondern nur noch ein kleiner Stadtstaat – eigentlich kein würdiger Gegner für das gewaltige Heer der Osmanen.

**Moderator:** Es wurde aber doch heroisch Widerstand geleistet.

**Mehmed II.:** Oh ja, diesen Widerstand hat man im ganzen Abendland gepriesen, um sich darüber hinwegzutrusten, dass alle Fürsten des Okzidents viel zu beschäftigt waren, um sich an der Verteidigung Ostroms zu beteiligen.

**Moderator:** Konstantinopel stand also alleine?

**Mehmed II.:** Ja, auch wenn der Papst versuchte, den Westen aufzurütteln. Aber Sie beschäftigen sich doch mit Venedig. Interessiert es Sie, wie man dort auf unsere Eroberungen reagierte?

**Moderator:** Aber sicher.

**Mehmed II.:** Nun, sie haben uns als Piraten bezeichnet. (*Spöttisch*) Ach ja, wenn sie selbst einen Gegner ausplünderten, dann war das eine Heldentat. Wir hingegen waren «Piraten». Und wir waren gut – ob als Piraten oder als Glauenskämpfer. Es hätte Venedig klar sein müssen, dass sein

Handel durch uns bedroht wurde. Aber zu dem Zeitpunkt bot sich der Stadt gerade die Möglichkeit, ihr Gebiet zu vergrößern. Nicht im Mittelmeer, sondern in Italien. Man eroberte Vicenza, Padua und das Patriarchat von Aquileia mit seinen Besitzungen in Istrien, man nahm Udine ein und das gesamte Friaul. Kurz: Man war zu beschäftigt, um auch noch an den Osten zu denken. Man hatte einen Gegner in Mailand gefunden und stritt sich mit dieser Stadt um die Vorherrschaft in Oberitalien.

So konnten wir in aller Ruhe Konstantinopel erobern, ohne den Einsatz der venezianischen Flotte fürchten zu müssen. Ach, was sage ich «Konstantinopel», wir eroberten den halben Balkan, ehe Venedig merkte, dass es ihm an den Kragen ging! Erst als wir Euboia hatten, da begann Venedig sich zu verteidigen, das war – Moment, ich muss das umrechnen –, ja, 1458, nein, im Frühjahr 1459 war es, dass die venezianische Flotte versuchte, Euboia zurückzuerobern. Das gelang ihnen, allerdings hielten sie es nur knappe zehn Jahre. Dann war es wieder in meinem Besitz, genauso wie der gesamte Schwarzmeerbereich. Thrakien habe ich natürlich auch erobert und 1479 einen Frieden mit Venedig geschlossen, in dem es mir alle meine Eroberungen brav bestätigen musste. Ach ja, was für ein Spass mit diesen Kaufleuten zu verhandeln, die mich nicht verärgern wollten, weil sie hofften, nach Abschluss des Friedens im Osmanischen Reich genauso Handel treiben zu können, wie sie es einst im Byzantinischen Reich getan hatten. «Bitte», habe ich ihnen gesagt, «ihr könnt ruhig Handel treiben, aber natürlich nur gegen die üblichen Abgaben.» Dabei habe ich mir schon überlegt, welche Gebiete ich als Nächste erobern würde.

**Moderator:** *(zum Professor)* Monsieur Savantous, würden Sie uns erzählen, wie die Konkurrenz zwischen Venedig und den Osmanen ausgegangen ist? *(Wendet sich kurz dem Sultan*

zu) Verzeihen Sie, Eure Hoheit, aber das können Sie uns nicht erzählen, da uns die Fragestellung über Ihren Tod hinausführt.

**Mehmed II.:** Oh wissen Sie, ich kann mir ziemlich gut vorstellen, was geschah. Schliesslich waren *wir* die aufstrebende Macht.

**Savantous:** Ja, und Venedig hatte seinen Zenit überschritten, auch wenn sich dessen in Italien noch niemand bewusst war. Es kam zu einem zweiten Krieg zwischen den Venezianern und den Osmanen, den ebenfalls die Inselrepublik verlor. Er wurde im Jahr 1503 abgeschlossen. In eben diesem Jahr kehrte der Portugiese Vasco da Gama von seiner zweiten Fahrt nach Indien zurück. Er brachte 5000 Körbe voll Pfeffer mit von dieser Fahrt. Pfeffer, das war traditionell eines der Haupthandelsgüter Venedigs gewesen. Als Vasco da Gama bei seiner Heimkehr den Verkaufspreis für den Pfeffer kalkulierte, betrug der Endpreis genau ein Fünftel der Summe, die man auf dem Rialto allein zur Unkostendeckung verlangen musste.

Auch wenn das natürlich für Venedig noch nicht das endgültige Aus bedeutete – die Stadt hatte ihre Einzigartigkeit verloren. In Antwerpen und Lissabon, in Amsterdam und London gediehen die Geschäfte der Konkurrenz. Venedig geriet immer mehr ins Abseits, bis es im 17. und 18. Jahrhundert zu einem Museum seiner einstigen Grösse wurde, Ziel von adligen Touristen aus ganz Europa. Karneval und Oper, das waren fortan die Dinge, die Menschen nach Venedig zogen.

**Moderator:** Danke, Monsieur Savantous, danke, Eure Hoheit Mehmed Fatih. – Damit sind wir am Ende unserer Sendung angelangt. Wir hoffen, es hat Ihnen, meine Damen und Herren, gefallen und Sie schalten auch das nächste Mal wie-

der ein, wenn wir uns in Teil 6 von «Geld und Macht» mit dem Zeitalter der Condottiere beschäftigen – oder dem, was man heute als die Renaissance bezeichnet.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

## Geld und Macht zur Zeit der Renaissance



Fiorino d'argento, geprägt 1405 von der Republik Florenz  
Lilienblüte als Wahrzeichen von Florenz



**Es agieren:**

- Sprecher/in
- Urs Abderhalden, Moderator
- Lucrezia Borgia, Tochter von Papst Alexander VI.
- Federico da Montefeltro, Herzog von Urbino, erfolgreicher Condottiere und Mäzen
- Lorenzo de' Medici, Lenker des Staates von Florenz und Mäzen
- Zorro Zeitlos, Reporter vor Rom
- Wendelin Geyer, deutscher Landsknecht im Heer des Georg von Frundsberg

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Sprecher/in:** Radio MoneyMuseum – Geld und Macht zur Zeit der Renaissance.

**Moderator:** Meine Damen und Herren, willkommen bei Radio MoneyMuseum, Zürich – am Mikrofon ist Urs Abderhalden.

Sie hören heute den sechsten Teil unserer Sendereihe «Geld und Macht». Wieder befinden wir uns in Italien, doch diesmal ist das 15. und das beginnende 16. Jahrhundert unser Thema, die Zeit, die heute als Renaissance bezeichnet wird.

Wir haben wieder eine ganze Reihe von illustren Gästen in unser Studio eingeladen. Die erste von ihnen ist die berühmte Lucrezia Borgia. Sie wurde geboren als die uneheliche Tochter des Kardinals Rodrigo Borgia. Als man ihren Vater zum Papst Alexander VI. wählte, wurde sie zu einer der einflussreichsten Frauen der Renaissance – so behaupteten zumindest ihre Bewunderer. Ihre Feinde dagegen erzählten, sie sei die grösste Hure ihrer Zeit gewesen. Wo die Wahrheit zu suchen ist, wird uns Lucrezia Borgia gleich selbst verraten, wenn sie über den Aufstieg berichtet, den ihre Familie erlebte.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, wir dürfen nun Lucrezia Borgia in unserer Sendung willkommen heißen. Sie wird uns über den Aufstieg berichten, der ihrer Familie im Dienst der Kirche gelang. *(Zu seinem Gast)* Donna Lucrezia, willkommen in unserer Sendung.

**Lucrezia Borgia:** *(mit fein modellierter, heller, klarer Stimme)* Buon giorno, ich freue mich, Ihnen von meiner Zeit erzählen zu dürfen.

**Moderator:** Die Zeit, in der Sie lebten, nennen wir die Renaissance. Sie gilt uns als die Zeit, in der das Individuum wieder erwachte, in der starke Persönlichkeiten Geschichte schrieben. Und zu diesen starken Persönlichkeiten gehörten zweifellos auch Sie. Erzählen Sie bitte unseren Hörern, warum Sie zu einer der bekanntesten Frauen der Epoche wurden.

**Lucretia Borgia:** Sehen Sie, mein Vater war Rodrigo Borgia, besser bekannt als Papst Alexander VI.

**Moderator:** Sie sollten für unsere Hörer vielleicht erklären, warum es zu Ihrer Zeit ganz normal war, dass ein Papst eine Tochter hatte.

**Lucretia Borgia:** Certo! Im 15. Jahrhundert konnte ein Papst oder ein anderer kirchlicher Amtsträger offiziell zwar nicht heiraten. Das bedeutete aber nicht, dass er keinen Geschlechtsverkehr hatte. Im Gegenteil, hohe medizinische Autoritäten haben meinem Vater versichert, wie ungesund es sei, völlig enthaltsam zu leben. Die Säfte sollen sich ...

**Moderator:** *(unterbricht sie)* Ich glaube, das bringt uns von



unserem Thema ab. Es haben also alle kirchlichen Amtsträger Umgang gehabt mit Frauen?

**Lucretia Borgia:** Vielleicht nicht alle, aber der grösste Teil. Nur die Heiligen und die, die dafür gelten wollten, die haben darauf verzichtet. Aber ein Bischof, ein Kardinal, gar der Papst, das waren doch normale Amtsträger, die mit ihrem politischen Amt die Machtposition der eigenen Familie zu stärken hatten. Wer hätte von denen eine besondere Berufung zur Askese erwartet?

**Moderator:** Wieso stärkte ein Kirchenamt die Machtposition einer Familie?

**Lucretia Borgia:** Sehen Sie, die Kirche war zu meiner Zeit die wichtigste Besitzerin von Grund und Boden in ganz Europa. Sie war durch die unzähligen Schenkungen der Gläubigen reich geworden. Diese Besitzungen warfen nicht nur gewaltige Einkünfte ab, sie mussten auch verwaltet werden. Und der Verwalter wurde aus den Einkünften entlohnt. Wer nun zum Aufseher über den Besitz einer Abtei, einer Stadt, ja eines ganzen Königreichs bestellt wurde, das entschied der Inhaber eines Kirchenamtes. Ein Bischof vergab eine Abtei, ein Erzbischof vielleicht eine Stadt und der Papst setzte, um nur ein Beispiel zu nennen, den König von Neapel ein.

Es war also für eine Familie ein Geschenk des Himmels, wenn eines ihrer Mitglieder ein hohes Kirchenamt bekleidete, denn das Mitglied konnte jeden Kirchenbesitz, der während seiner Herrschaft frei wurde, neu vergeben, entweder an einen Verwandten oder an diejenigen, die bereit waren, dafür seiner Familie die wichtigsten Gunstbeweise zu liefern.

**Moderator:** Und der Papst hatte dafür die meisten Möglichkeiten?

**Lucretia Borgia:** Sì, deshalb war es so wichtig für jeden europäischen Herrscher, jede italienische Adelsfamilie, einen Kardinal aus der eigenen Familie im Kardinalskollegium sitzen zu haben. Wenn ich nur daran denke, was Lorenzo de' Medici alles unternommen hat, um den Kardinalshut für seinen Bruder Giuliano zu bekommen!

**Moderator:** Wir kennen Giuliano de' Medici heute vor allem als den jüngeren Bruder von Lorenzo dem Prächtigen. Unseres Wissens war er ein ziemlich oberflächlicher junger Mann, der die Jagd liebte und eine Liebelei mit einer gewissen Simonetta hatte. Wie konnte so ein Mann ohne jegliche theologische Ausbildung oder Berufung ein kirchliches Amt bekleiden?

**Lucretia Borgia:** Sie verstehen es immer noch nicht. Man brauchte zu meiner Zeit keine Berufung, um der Amtskirche zu dienen. Sie war eine machtpolitische Organisation, die über enorme weltliche Möglichkeiten verfügte, die jeder, wirklich jeder zum Aufstieg nutzen konnte. Die Kirche war der Seitenweg auf der Karriereleiter, der Ausweg für all die, denen mit der Geburt nicht der Silberlöffel in den Mund gelegt worden war.

**Moderator:** Können Sie uns das an einem Beispiel erläutern?

**Lucretia Borgia:** Nehmen Sie doch meine Familie. Also, auch wenn mein Vater es Ihnen vielleicht anders erzählen würde, die Wahrheit ist, dass wir Borgia nur ein ziemlich unbedeutendes Adelsgeschlecht aus Spanien waren. Allerdings hatten wir mit Grossonkel Alonso einen geschickten Diplomaten und kenntnisreichen Juristen in unseren Reihen. Er trat in den Kirchendienst und erledigte im Auftrag des damaligen Papstes eine knifflige diplomatische Mission nach der ande-

ren. Onkelchen Alonso hatte als einfacher Chorherr begonnen, aber dank seiner Fähigkeiten wurde er zuerst zum Bischof von Valencia und dann zum Kardinal.

**Moderator:** Was genau tut ein Kardinal eigentlich?

**Lucretia Borgia:** (*lacht*) Ja, das habe ich in all den Jahren nicht so genau herausgefunden. Ach, Scherz beiseite. Eine der wichtigsten Aufgaben eines Kardinals war es, die Interessen derjenigen am päpstlichen Hof zu vertreten, die dafür gesorgt hatten, dass er Kardinal wurde. Und das war in unserem Fall eben der König von Aragón.

**Moderator:** Aragón liegt in Spanien! Es mag für unsere Hörer auf Anhieb nicht ganz klar sein, was ein spanischer König mit Italien zu tun hatte.

**Lucretia Borgia:** Es ging natürlich um Neapel!

**Moderator:** Um Neapel? Also, das müssen Sie jetzt aber näher erläutern.

**Lucretia Borgia:** Ich sehe schon, bevor ich Ihnen erkläre, wie wir den Aufstieg geschafft haben, muss ich erst etwas über meine Heimat erzählen. Das heutige Italien gab es damals noch nicht. Auf der italienischen Halbinsel stritten sich fünf Grossmächte um die Macht: im Norden Venedig und Mailand, in Mittelitalien Florenz und der Papst, im Süden das Königreich von Neapel, das ganz Unteritalien und Sizilien umfasste und vom Papst als Lehen vergeben wurde. Alle kleinen Städte mussten sich einen Schutzherrn suchen, sonst wurden sie erobert.

**Moderator:** Und keiner der fünf Grossmächte gelang es auf

die Dauer, die Übermacht zu bekommen? In den anderen europäischen Ländern begannen sich doch damals zentral verwaltete Königreiche zu bilden.

**Lucretia Borgia:** Ausser im deutschen Reich. Dort war die Situation nämlich ganz ähnlich wie bei uns. Es gab zu viele Mächtige, die dafür sorgten, dass keiner von ihnen übermächtig werden konnte. Bei uns in Italien herrschte damals eine Pattsituation, ein äusserst labiles Gleichgewicht zwischen den fünf Mächten. Und es gab nur zwei Störfaktoren: der eine war der Papst, der ja schliesslich sein Amt nicht erbe, sondern gewählt wurde. Und der andere war das Königreich Neapel, auf das gleich zwei ausländische Fürsten einen Anspruch erhoben: der König von Aragon in Spanien und der König von Frankreich. Und jetzt verstehen Sie sicher, warum die Kardinäle so wichtig waren.

**Moderator:** Ich vielleicht gerade noch, aber sicher nicht unsere Hörer. Es wäre also freundlich, wenn Sie das auch noch erklären könnten.

**Lucretia Borgia:** Im Grunde ist es ganz einfach. Wer Einfluss nehmen wollte auf das Machtgefüge, der musste dafür sorgen, dass *der* Papst gewählt wurde, der der eigenen Sache wohl gesinnt war. Und diesen Einfluss konnte man nur über die Kardinäle nehmen. Ist die Situation jetzt klar?

**Moderator:** Ja, im Grunde haben wir gerade im Jahr 2005 etwas ganz Ähnliches erlebt. Papst Johannes Paul II. sorgte durch eine kluge Auswahl der Kardinäle noch zu Lebzeiten dafür, dass nach seinem Tod ein Nachfolger gewählt wurde, der seine konservative Einstellung hinsichtlich der Moraltheologie teilte.

**Lucretia Borgia:** Tatsächlich? Da hat sich ja in den vergangenen 500 Jahren wenig geändert. Aber gehen wir zurück zu meinem Grossonkel. Er wurde in einer Pattsituation gewählt. Die grossen Machtblöcke konnten sich auf keinen ihrer Kandidaten einigen und so brauchte man einen Kompromisskandidat – und das war mein Onkel.

**Moderator:** Und dann?

**Lucretia Borgia:** Er hat die Kirche gut verwaltet. Und er hat natürlich so viele Besitzungen und Ämter wie möglich mit Verwandten besetzt. Meinen Vater, Rodrigo Borgia, machte er zum Vizekanzler, zum zweiten Mann im Kirchenstaat. Damit war die Basis für unsere Macht geschaffen.

**Moderator:** Ja, ich habe davon gelesen. Auch wenn in neuerer Zeit einige Historiker eine Ehrenrettung der Borgia versuchen, wird im heute wichtigsten Lexikon zum Mittelalter noch der Ämterschacher der Borgia angeprangert.

**Lucretia Borgia:** (*empört*) Das ist doch eine Frechheit! Mein Grossonkel und mein Vater haben nichts anderes getan als viele Päpste vor und nach ihnen. Dass die Verleumdungen heute noch geglaubt werden! Da sieht man mal wieder, dass die Schandmäuler am Ende Recht behalten, weil ihre Skandalgeschichten bei den einfachen Gemütern eben am besten ankommen.

**Moderator:** Dann ist es also nicht wahr?

**Lucretia Borgia:** Ich bitte Sie! Wie, glauben Sie, hätte mein Vater unter vier Päpsten das Amt des zweiten Mannes im Kirchenstaat ausüben können, wenn er nicht *fähig* gewesen wäre? Und wie hätte er sonst in der Nacht vom 10. auf den

11. August 1492 einstimmig, *einstimmig*, gewählt werden können? Die bösen Gerüchte, die man sich über ihn erzählt, sie sind alle nicht wahr!

**Moderator:** Darf ich das jetzt für unsere Hörer noch einmal kurz zusammenfassen? Sie behaupten also, dass Ihr Grossonkel Alonso und Ihr Vater Rodrigo wegen ihrer Fähigkeiten zum höchsten Kirchenamt aufstiegen?

**Lucretia Borgia:** Ich behaupte es nicht, es war so.

**Moderator:** Inwieweit spielte dabei Geld eine Rolle? Ich habe gehört, dass in der Renaissance die Stimmen der Kardinäle bei der Papstwahl gekauft waren.

**Lucretia Borgia:** Ich kann Ihnen nur eines sagen: Grossonkelchen hatte kein Geld. Was immer er versprach, war eine Option auf die Zukunft. Und mein Vater Rodrigo, ja, da haben Sie Recht: Er machte grosse Zusagen.

**Moderator:** War Ihre Familie denn inzwischen zu Geld gekommen?

**Lucretia Borgia:** Certo, wir waren durch die verschiedenen Kirchenämter reich geworden. Der Dienst im Kirchenstaat hatte uns so reich gemacht, dass wir zu den bedeutendsten Häusern Italiens zählten.

**Moderator:** Madonna, das bedeutet also, dass Ihr Vater nicht aufstieg wegen seines materiellen Reichtums, sondern dass der materielle Reichtum wegen seines Aufstiegs kam.

**Lucretia Borgia:** Ja, das kann man so sagen.

**Moderator:** Gehen wir noch schnell zu einem anderen Thema, die Zeit läuft uns auch heute wieder davon. Sie sind die erste Frau, die wir in unsere Sendung eingeladen haben.

**Lucretia Borgia:** Oh, welche Ehre!

**Moderator:** Der Altmeister der Renaissanceforschung, Jacob Burckhardt, hat behauptet, dass in der Renaissance der Individualismus der einzelnen Persönlichkeiten sich in einem nie gekannten Masse vergrößert habe. Und dies soll seiner Meinung nach nicht nur für Männer, sondern auch für Frauen gegolten haben. Immer mehr Frauen sei es in Ihrer Zeit gelungen, eine Machtposition für sich zu erobern.

**Lucretia Borgia:** (*verblüfft*) Machtposition? Von was sprechen Sie?

**Moderator:** Nehmen Sie doch sich selbst. Sie sind zur Herzogin von Ferrara aufgestiegen, haben in Abwesenheit Ihres Mannes die Regierungsgeschäfte geführt.

**Lucretia Borgia:** Das können Sie mit Sicherheit nicht als eine Machtposition bezeichnen. (*Resigniert*) Ich war mein ganzes Leben lang von anderen abhängig. Am meisten von meinem Vater. Für den war ich eine Schachfigur, die man mit potenziellen Verbündeten verlobte und die man weiterreichte, wenn sich eine nützlichere Verbindung ergab. Mitzusprechen hatte ich dabei nie etwas. Ich war elf, als ich das erste Mal verlobt wurde. Meinen dritten Verlobten, den Bastard eines Bastards der Sforza, heiratete ich. Er war ein lieber, ein rücksichtsvoller Mann, aber ich musste mich von ihm scheiden lassen, auf Anordnung meines Vaters. Ich erinnere mich noch zu genau an den demütigenden Auftritt vor dem kirchlichen Tribunal. Mein Vater hatte mir befohlen zu behaupten, der

Gute sei impotent gewesen. So ein Blödsinn! Aber das war die einzige Möglichkeit, meine Scheidung formalrechtlich durchzudrücken. Können Sie sich vorstellen, wie das meinen damaligen Ehemann gedemütigt haben muss? Dabei wollte ich das nicht.

Nun, ich habe meine Strafe dafür bekommen. Er setzte seinerseits ein Gerücht in die Welt, erzählte überall, dass ich die Scheidung nur deshalb eingereicht habe, weil mein eigener Vater und mein geliebter Bruder meinen Körper hätten missbrauchen wollen. Von wegen, die haben mich doch sofort wieder verheiratet! Gott schenkte es mir, dass ich meinen zweiten Ehemann zu lieben lernte. Welch ein Schlag, als er ermordet wurde! Und endlich, mit meinem dritten Ehemann, dem Herzog von Ferrara, erlebte ich nach einer schwierigen Anfangsphase ein kurzes Glück.

Mein ganzes Leben lang war ich eine Figur auf dem Schachbrett, die mein Vater hin- und hergeschoben hat. Und da wollen Sie von Macht sprechen?

**Moderator:** Aber es gab doch damals Frauen, die eine Rüstung anlegten und kämpften. Ich habe von Caterina Sforza gelesen ...

**Lucretia Borgia:** *(unterbricht ihn)* Ja was haben Sie gelesen? Dass die Tigerin grausam war, ihre Machtgelüste umsetzte. Ach, sie war doch genauso wie ich ein Opfer der Männer, das nur dafür kämpfte, ein eigenes Leben in Sicherheit führen zu dürfen! Dafür hat man sie genug verleumdet.

**Moderator:** Ich verstehe. – Ich danke Ihnen für Ihre Einschätzung der Situation und Ihren Besuch bei uns im Studio.

**Lucretia Borgia:** Es war mir eine Ehre.



**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie haben gehört, wie die Borgia zu einer der mächtigsten Familien Italiens geworden sind. Im folgenden Beitrag werden wir Ihnen zeigen, dass es damals auch andere Wege zur Macht gab.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, ich begrüße Federico da Montefeltro im Studio – einen Mann, der auf einem ganz anderen Weg nach oben gelangte als die Borgias. *(Zu seinem Gast)* Federico da Montefeltro, willkommen im Studio.

**Da Montefeltro:** *(mit leicht rauher, aber gebildeter Stimme)* Es ist schön, hier zu sein.

**Moderator:** Man nennt Sie die «Nase Italiens», weil Ihr Profil durch das Fehlen des oberen Nasenbeins unverwechselbar wurde. In welcher Schlacht haben Sie diese Verletzung erlitten?

**Da Montefeltro:** Aber nein, es war keine Schlacht, es war in einem Turnier, das wir im Jahr 1451 zu Ehren des Herzogs von Mailand veranstalteten. Ein Lanzenstoss spaltete meinen Helm und traf mich zwischen den Brauen. Das Nasenbein war weg und das rechte Auge verloren. Aber was soll's, die Narbe war hervorragende Reklame für meine Tapferkeit. Schliesslich hatte auch der grosse Hannibal nur ein Auge. Das war zumindest mein Slogan.

**Moderator:** Sie waren Condottiere und Herzog von Urbino. Können Sie uns die wichtigsten Stationen Ihrer Laufbahn schildern?

**Da Montefeltro:** Aber gerne, ich war ein unehelicher Sohn des Herzogs von Urbino ...

**Moderator:** (*unterbricht ihn*) Entschuldigen Sie, unsere Historiker haben in den Archiven herausgefunden, dass Sie kein unehelicher Sohn des Herzogs von Urbino waren, sondern das durchaus eheliche Kind einer unehelichen Tochter des Herzogs, das diese mit einem Condottiere hatte.

**Da Montefeltro:** (*freundlich, bedächtig*) Da irren sich eben Ihre Historiker! Ich war das uneheliche Kind des Herzogs von Urbino und musste mir mein Brot mit dem Waffenhandwerk verdienen. Ich hatte zu Beginn meiner Karriere nicht mehr als 800 Lanzen ...

**Moderator:** (*unterbricht ihn*) Aber woher hatten Sie dieses doch schon beachtliche Heer? Das vermachte Ihnen doch Ihr leiblicher Vater?

**Da Montefeltro:** (*etwas wütender, bleibt aber bemüht höflich*) Unterbrechen Sie mich nicht dauernd! Ich hatte also 800 Lanzen, nicht mehr. Aber es gelang mir, mit ihnen ein paar aufsehenerregende Waffentaten zu vollbringen, von denen ganz Italien sprach.

**Moderator:** Sie waren doch gar nicht dabei bei diesen Waffentaten.

**Da Montefeltro:** (*fällt zunehmend in den Landsknechtton*) Taci! Das ist doch egal! Meine Männer vollbrachten unter meinem Kommando wahre Wunder. Dafür wurde ich bald in ganz Italien berühmt. Und dann kam dieser entsetzliche Aufstand in Urbino, der meinen Bruder das Leben kostete.

**Moderator:** Heutige Historiker gehen davon aus, dass Sie den Aufstand selbst angezettelt haben oder zumindest in die wichtigsten Vorhaben eingeweiht waren. Anders hätten Sie gar nicht so schnell vor Ort sein können, um die Macht in Urbino zu übernehmen.

**Da Montefeltro:** (*brüllt jetzt wirklich wütend*) Ich hatte nichts damit zu tun! Ich habe als rechtmässiger Erbe das Reich meines Bruders übernommen!

**Moderator:** Ach, jetzt verstehe ich, warum Sie so darauf bestanden haben, ein uneheliches Kind des alten Herzogs zu sein. Als Sohn seiner Tochter wären Sie nicht der nächste Verwandte gewesen.

**Da Montefeltro:** (*jetzt breit, grobschlächtig*) Du Dreckschleuder, du Schandmaul! Wenn du nicht sofort deine ungewaschene Zunge im Zaum hältst, dann schneide ich dir eigenhändig die Gedärme aus dem Leib!

**Moderator:** (*verblüfft, pikiert, versucht die Situation zu retten*) Ähm, ja, also Eure Hoheit, ich meine, edler Fürst, ich, also...

**Da Montefeltro:** (*spricht weiter, als habe es nie eine Auseinandersetzung gegeben*) Ich übernahm also als rechtmässiger Erbe die Verantwortung für Urbino. Sie müssen sich das vorstellen: Urbino umfasste damals knappe 3000 Quadratkilometer. Das Land war fruchtbar – aber unsere Bauern auch. Und so reichte der Ertrag eines Bauernhofes nicht, um eine Familie zu ernähren. Die Steuern, die am Ende für mich herauschauten, waren ebenfalls unbedeutend, so unbedeutend, dass ich etwas unternehmen musste, wenn ich weiterhin den Lebensstil pflegen wollte, den ich mir als gut verdienen-

der Condottiere angewöhnt hatte. Und so baute ich mein Unternehmen eben aus.

**Moderator:** Sie sprechen von einem Unternehmen. Können Sie für unsere Hörer erläutern, inwieweit Sie als Unternehmer Krieg führen konnten?

**Da Montefeltro:** Ich hob ein Heer aus, je grösser umso besser. Menschenmaterial war ja genug vorhanden. In meinem Reich gab es viele arme Bauernsöhne, die froh waren, bei mir ein sicheres Auskommen zu finden. Der Rest meiner Mannschaft kam aus aller Herren Länder: Franzosen, Deutsche, Spanier – in Italien fanden sie Arbeit und Sold. Ich konnte jeden brauchen, solange er gut gerüstet war und zu kämpfen verstand. Für dieses Heer handelte ich dann mit meinen Auftraggebern einen Vertrag aus, der mir einen Pauschalbetrag im Frieden garantierte und erhöhte Bezüge für den Kriegsfall.

**Moderator:** Und damit konnte man gut verdienen?

**Da Montefeltro:** Oh ja. In meinen besten Zeiten zahlte man mir 50'000 Fiorini im Frieden und 90'000 Fiorini im Krieg.

**Moderator:** Aber das war doch kein Reingewinn?

**Da Montefeltro:** Das war das, was Sie heute als Umsatz bezeichnen würden. Von diesen 90'000 Fiorini musste ich meine Soldaten bezahlen. Aber so 18'000 Fiorini im Jahr fielen dabei für mich ab.

**Moderator:** War das viel Geld?

**Da Montefeltro:** Das war mehr, als die Bank der Medici mit

all ihren Filialen in ganz Europa in den besten Zeiten einbrachte.

**Moderator:** Sie gehörten also zu den reichsten Männern Italiens.

**Da Montefeltro:** Vero. Stimmt.

**Moderator:** Meine Damen und Herren, wir wollen uns nun darüber unterhalten, wie man mit Geld den eigenen Ruhm und damit indirekt auch seine Macht steigern konnte. Wir haben dazu noch einen zweiten Gast eingeladen: Lorenzo de' Medici, den man heute noch als «den Prächtigen» kennt. Bleiben Sie dran.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren. Sie hören Radio MoneyMuseum mit der Sendung «Geld und Macht zur Zeit der Renaissance». Wir haben hier nun zwei Gäste, mit denen wir darüber sprechen wollen, wie man damals mithilfe von Geld seinen Bekanntheitsgrad und damit den eigenen Einfluss noch steigern konnte. Einen kennen Sie ja bereits von unserem vorigen Gespräch: Federico da Montefeltro, Herzog von Urbino und einer der bekanntesten Mäzene seiner Zeit. Der andere ist der berühmte Lorenzo de' Medici, den schon seine Zeitgenossen «il magnifico», den Prächtigen, nannten. Er war in den Jahren zwischen 1469 und 1492 der Herr von Florenz ...

**De' Medici:** *(unterbricht ihn)* Nein, nein, wirklich nicht. Ich war nie der Herr von Florenz.

**Moderator:** Aber die Stadt tat doch, was *Sie* wollten. Mit

Ihnen verhandelten die Fürsten Italiens, wenn sie die Politik von Florenz zu beeinflussen suchten.

**De' Medici:** Das ist doch ganz etwas anderes! Natürlich besuchten die Fürsten zuerst mich, wenn sie nach Florenz kamen. Sie waren alle seit Generationen mit meiner Familie befreundet, weil wir ihnen ihren aufwendigen Lebensstil mit Krediten finanzierten. Die Orsini, die Visconti, sie wussten eben, dass man in meinem Haus in einem prächtigen Rahmen vertrauliche Verhandlungen führen konnte.

Der Stadt Florenz kamen meine Verbindungen zugute. Ich war dadurch immer ein bisschen besser über die internationale Lage unterrichtet als meine Mitbürger. Und so folgten sie eben meinem Rat.

**Moderator:** Aber Sie hatten doch faktisch einen grösseren Einfluss auf den Rat der Stadt als jeder andere Kaufmann.

**De' Medici:** Selbstverständlich, man änderte sogar den Wahlmodus, um mir mehr Einfluss zu ermöglichen.

**Moderator:** Aber dann waren Sie *doch* der Herr von Florenz!

**De' Medici:** Ma no, ich war nur ein einfacher Bürger.

**Moderator:** Ähm, ich glaube, in der Frage kommen wir nicht weiter. Würden Sie vielleicht kurz Ihre Rolle im kulturellen Leben von Florenz charakterisieren?

**De' Medici:** (*schwelgerisch*) Ach, mein Lieblingsthema, die Kunst. Sehen Sie, ich kannte sie alle, die Schriftsteller, die Maler, die Architekten, die Bildhauer, sie waren alle in meinem Haus willkommen. Wir diskutierten über eine Erneuerung der christlichen Kunst, fanden neue Sujets. Es war

damals eine Lust zu leben. Wissen Sie eigentlich, was «rinascimento» bedeutet?

**Moderator:** Das, was wir heute als Renaissance bezeichnen, eine Wiedergeburt der Antike.

**Da Montefeltro:** Nein, «rinascimento» war zu unserer Zeit ein ganz konkreter Begriff dafür, dass ein alter, abgestorbener Baum neu ausschlägt und zu einem kräftigen Stamm heranwächst. Wir waren der neue Trieb der tot geglaubten Antike.

**De' Medici:** Sehen Sie, als die Lage im Byzantinischen Reich immer bedrohlicher wurde, emigrierten jede Menge Gelehrter aus Konstantinopel und die Meisten kamen nach Florenz. Ich kann es ihnen nicht verdenken: Forschung verträgt sich nicht gut mit der Angst um das eigene Leben.

**Da Montefeltro:** (*wirft lachend ein*) Oder mit der Angst um die in Jahren aufgebaute Bibliothek.

**De' Medici:** Ja, edler Federico, da habt Ihr Recht. Ich glaube, die meisten Gelehrten kamen zu uns, weil sie sich sicher sein konnten, in Italien weiterforschen zu können. Und Florenz wurde zu ihrem Zentrum. Hier gründeten sie im Jahr 1440 die Platonische Akademie, wo die Söhne unserer Bürger das Griechische lernten.

**Da Montefeltro:** Ja, Ihr hattet es gut, Ihr habt in einer Stadt gelebt, die schon seit mehr als einer Generation als Mittelpunkt der gelehrten Welt und der Künstler galt.

**De' Medici:** Es war herrlich. Aus ganz Italien kamen die talentiertesten jungen Männer in unsere Stadt. Man musste nur die Begabten vom Durchschnitt trennen, sie mit den moder-

nen Ideen vertraut machen und sie dann zu Auftraggebern in ganz Italien schicken.

**Da Montefeltro:** Ja, wer immer etwas Besonderes haben wollte, der fragte Euch, welchen Künstlern Ihr ihm dafür empfehlen würdet.

**De' Medici:** Übertreibt nicht.

**Da Montefeltro:** Ich übertreibe nicht. Euer Geschmack war in ganz Italien berühmt. Viele mächtige Männer haben Euch doch nur besucht, weil sie Eure ausserordentliche Kunstsammlung sehen wollten. Eure gesellschaftliche Anerkennung habt Ihr Euch mit Eurem Kunstverstand erobert. Eure Feste waren berühmt. Natürlich hat jeder Fürst zuerst Euer Haus besucht, wenn er nach Florenz kam. Ihr habt es zu einer Sehenswürdigkeit gemacht!

**De' Medici:** Federico, Ihr selbst habt viel Grösseres geleistet, Ihr habt aus dem Nichts eine Heimat der Kunst geschaffen.

**Da Montefeltro:** Ja, mein geliebtes Urbino, das war ein Provinznest erster Güte, als ich zur Herrschaft kam. Und doch wollte ich, dass mein Name in ganz Italien bekannt würde. (*Stolz*) Für die Nachwelt habe ich gebaut, damit auch die noch meinen Namen preisen sollte. Geld hatte ich ja genug. Und dann brachten all die Bauten in Urbino Wohlstand für meine Bevölkerung. Und Wohlstand bedeutete, dass kein Untertan ein Bedürfnis hatte, den Aufstand zu proben.

**Moderator:** Ihr Hof, Federico da Montefeltro, gilt heute noch als Inbegriff der gebildeten Renaissancegesellschaft.



**Da Montefeltro:** Ja, ich habe wirklich einiges getan, um der Öffentlichkeit klar zu machen, dass ich nicht das Rauhbein war, das man bei meinen Erfolgen als Feldherr erwartet hätte. Ich wollte als «princeps doctus», als gelehrter Fürst, in das Gedächtnis der Menschheit eingehen.

**Moderator:** Wie sind Sie das angegangen? Wie haben Sie Ihr «Image» gestaltet, wie wir heute sagen würden?

**Da Montefeltro:** Ich habe mir zunächst einmal die besten Hofmaler geleistet und Urbino zu einem Forschungszentrum für die perspektivische Malerei ausgebaut. Zunächst machte ich den Florentinern dafür Paolo Ucello abspenstig. Sie wissen schon, den Maler, der die Pferde von hinten malen konnte.

**De' Medici:** (*abschätzig*) Na, den konntet Ihr gerne haben. Mit dem war damals kein grosser Staat mehr zu machen. Viel zu alt war Ucello damals, um noch grosse Werke zu schaffen.

**Da Montefeltro:** Das brauchte er auch nicht. Mir genügte sein Name, der in ganz Europa bekannt war. Dafür war mein Hofmaler Piero della Francesca umso produktiver. Er war ebenfalls als ein Meister der Perspektive bekannt. Seine Gemälde bewunderten meine Besucher, während sie sich von Ucellos Namen beeindruckt liessen.

Nach den Malern suchte ich die Gelehrten. Ich liess mir einen Astrologen aus Deutschland kommen. Nach seinem Tod ersetzte ich ihn durch einen Niederländer. Und trotzdem: Meinem Hof ging das internationale Flair ab, das Florenz so selbstverständlich besass. Und da hatte ich meine grossartige Idee: Ich baute eine öffentliche Bibliothek! Sie hat mich mehr als 30'000 Dukaten gekostet.

**De' Medici:** (*beeindruckt*) 30'000? Mein Gott, müsst Ihr gut verdient haben. Davon hätte man in Florenz immerhin sechs stattliche Paläste bauen können.

**Da Montefeltro:** Ja, das Geschäft ging gut. Ich konnte es mir leisten, mehr als 1000 Codices zu erwerben.

**De' Medici:** 1000 Codices? Incredibile! Das ist ja unglaublich!

**Moderator:** Vielleicht sollte man für unsere Hörer ergänzen, dass es sich bei dem Begriff «Codex» beziehungsweise «Codices» um ein anderes, in Ihrer Zeit gebräuchliches Wort für «Bücher» handelt. Für unsere Verhältnisse sind 1000 Bücher nichts Besonderes, aber zur Zeit der Renaissance muss Ihre Bibliothek aussergewöhnlich gewesen sein.

**Da Montefeltro:** Ja, ich besass eine der grössten Bibliotheken des Abendlandes, und die war in Urbino. Jeder ernsthafte Gelehrte durfte meine Bibliothek zu Forschungszwecken besuchen. Das hatte zwei Vorteile: Zum einen wurde meine Tischrunde immer glänzender. Zum anderen verkündete jeder Gelehrte, der einmal meine Bibliothek benutzt hatte, mein Lob. Und die schreibenden Gelehrten, das waren die Multiplikatoren der damaligen Zeit. Ihre Ansichten wurden zur öffentlichen Meinung.

**Moderator:** Und ganz nebenbei förderten Sie auf diese Weise die Forschung und die Kunst.

**Da Montefeltro:** Das tat jeder gute Fürst, daran erkannte man ihn doch geradezu als vorbildlichen Herrscher. Jeder wichtige Mann hatte zu meiner Zeit ein Auge für die grossen Künstler. Mäzen zu sein, gehörte zum guten Ton für jeden,

der in der italienischen Gesellschaft etwas gelten wollte. Schliesslich sicherte nur die Kunst das Überleben unseres Ruhms.

**Moderator:** Und damit haben Sie ganz nebenbei dafür gesorgt, dass die Kunst sich emanzipieren konnte. Denn in Ihrer Epoche sollten sich die Künstler von einfachen Handwerkern, die nichts anderes taten, als kunstvoll die Vorstellungen ihrer Auftraggeber zu verwirklichen, zu Männern entwickeln, die selbst Ideen realisierten.

**De' Medici:** Davon hatten auch wir unseren Vorteil. Seien Sie doch ehrlich, wer würde sich heute noch an Lorenzo de' Medici erinnern, wenn es die Bilder von Sandro Botticelli nicht gäbe.

**Da Montefeltro:** Hätte Baldassare Castiglione nicht seinen «Hofmann» geschrieben, glauben Sie, irgendjemand würde noch von meinen berühmten Gesellschaften sprechen?

**Moderator:** Natürlich, es war ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Sie gaben den Künstlern und Gelehrten Italiens die Gelegenheit, in Ruhe zu arbeiten. Und dafür schenkten Ihnen eben diese Künstler und Gelehrten ewigen Ruhm. – Ich danke Ihnen für dieses aufschlussreiche Gespräch. – Meine Damen und Herren, wir haben bisher mit denen gesprochen, die uns heute für typische Vertreter der Renaissance gelten. Sie alle gehörten in Italien zur reichen Oberschicht. In unserer folgenden Reportage wollen wir uns mit den Anliegen einer anderen Gesellschaftsklasse auseinandersetzen. In wenigen Augenblicken schalten wir zu Zorro Zeitlos.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Unser Reporter Zorro Zeitlos ist für uns ins Jahr 1527 gereist, um einen Landsknecht zu interviewen. Wir schalten zurück in die Vergangenheit. – Zorro Zeitlos, können Sie mich hören?

**Reporter vor Rom:** (*Lärm von einer vielstimmigen Menge, dazwischen ein paar Takte mittelalterliche Musik*) Hier spricht Zorro Zeitlos. Ich melde mich vom kaiserlichen Heer, das derzeit vor Rom lagert. Wir schreiben den 5. Mai 1527.

Ich sitze hier mit Wendelin Geyer mitten in einem Soldatenlager. Wendelin Geyer ist Landsknecht und gehört zur Truppe des deutschen Heerführers Georg von Frundsberg. Er hat sich bereit erklärt, mir einige Fragen zu beantworten.

Aber lassen Sie mich zuvor noch kurz beschreiben, wo wir uns niedergelassen haben. Wir haben einen ruhigen Platz in einer der vielen Feldküchen gefunden. Private Wirte sorgen für das leibliche Wohl des kaiserlichen Heeres. Gleich nebenan dampft eine Suppe in einem riesigen Kessel über dem Feuer. Eine schon etwas verblühte Marketenderin hat uns gerade zwei grosse Becher Wein eingeschenkt. Neben uns sitzt ein Spielmann, der hin und wieder ein Lied singt, wenn sich ein Soldat findet, der ihn bezahlt. Und weiter hinten vertreiben sich zwei Landsknechte die Zeit mit einem Würfelspiel. (*Zum Landsknecht*) Wendelin Geyer, wenn man das so sieht, das ist doch ein lustiges Leben.

**Geyer:** Fürwahr, Landsknechtleben, lustig Leben, so sollte es sein, deshalb bin ich ja davongelaufen aus der deutschen Heimat, weg von der elenden Schinderei auf dem Hof meines Bruders, der als Erstgeborener den ganzen Besitz übernehmen durfte, weg vom Hunger, weg von der Kälte. Als Landsknecht habe ich die Chance, genug zu verdienen, um nicht hungern zu müssen.

**Reporter vor Rom:** Wie haben Sie angefangen?

**Geyer:** Ich war erst zwölf Jahre alt, als ich mich anwerben liess. Aber ich war gross für mein Alter und konnte das Gepäck eines bewaffneten Reiters gut tragen. Damit gehörte ich zu meiner ersten Lanze.

**Reporter vor Rom:** Für uns Menschen aus dem 21. Jahrhundert ist die Lanze einfach ein langer Spiess. Sie meinen aber etwas anderes. Würden Sie das unseren Hörern kurz erklären?

**Geyer:** Als Lanze bezeichnen wir eine militärische Einheit, die aus drei Männern besteht. Der Anführer einer Lanze ist ein erfahrener Kämpfer, der als Infanterist mit der Lanze, eben dem langen Spiess, kämpft. Er wird unterstützt von einem bewaffneten Reiter, der in der Schlacht in der zweiten Reihe eingesetzt wird. Während des Marsches ist seine Aufgabe vor allem das Fouragieren, das Beschaffen von Essen für die Lanze.

**Reporter vor Rom:** Aber werden Sie nicht von Ihrem Feldherrn versorgt.

**Geyer:** (*kurzes bitteres Lachen*) Vom Feldherrn versorgt? Guter Witz, die sind doch immer gerade in diplomatischer Mission unterwegs, wenn es mal wieder zu Versorgungsengpässen kommt. Hier ist jeder für sich selbst zuständig. Im Normalfall kann man das Essen in den Lagerkneipen kaufen, in mobilen Wirtshäusern wie dem, in dem wir hier sitzen. Aber wenn der Sold ausbleibt, dann gibt es nur eines: organisieren, mitnehmen, was nicht niet- und nagelfest ist. Schliesslich trägt die Zivilbevölkerung keine Waffen! Wir sind die Herren der Welt!

**Reporter vor Rom:** Sie haben also bei so einer Lanze angefangen?

**Geyer:** Ja, als der Dritte im Bunde, als der Gehilfe, der nichts anderes zu tun hat, als das Gepäck zu tragen und den beiden Kämpfern zu Diensten zu sein.

**Reporter vor Rom:** Und wie haben Sie sich hochgearbeitet?

**Geyer:** Der Anführer meiner Lanze war ein netter Kerl. Hatte keinen Sohn und konnte mich gut leiden. Er brachte mir alles bei, was er vom Kämpfen wusste. Als ich 16 war, blieb er auf dem Schlachtfeld. Bei Marignano war das. Wir besiegten zwar die Schweizer, aber viele von uns liessen ihr Leben. Er hatte mir seine Waffen vererbt und so wurde ich selbst Anführer einer Lanze.

**Reporter vor Rom:** Und damit verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?

**Geyer:** Ja, für mich, die Marie und unsere fünf Kinder.

**Reporter vor Rom:** (*verwundert*) Wie bitte, Sie sind verheiratet?

**Geyer:** Aber warum nicht? Ich brauche doch jemanden, der meine Wäsche wäscht und mich pflegt, wenn es mich auf dem Schlachtfeld mal erwischt.

**Reporter vor Rom:** (*verwundert*) Wo lebt Ihre Frau denn?

**Geyer:** Na hier, sie zieht mit dem Tross. Wo sollte meine Frau denn sein, wenn nicht bei mir?

**Reporter vor Rom:** Ähm, ja, und Ihr Sold reicht für die ganze Familie?

**Geyer:** Ach, das ist doch die grosse Sauerei! Normalerweise würde er ausreichen. 4 Gulden bekomme ich monatlich. Das ist nicht allzu viel, wenn man bedenkt, dass die Preise sofort ansteigen, wenn wir Landsknechte in eine Gegend kommen.

**Reporter vor Rom:** Und dafür riskieren Sie täglich ihren Kopf?

**Geyer:** Was heisst riskieren? Normalerweise müssen wir doch gar nicht kämpfen. Schliesslich ist ein gut ausgerüstetes Heer das Kapital eines jeden Condottiere. Normalerweise ziehen wir bloss herum, versuchen, günstige Positionen zu besetzen und die anderen auszumanövrieren. Aber unser jetziger Arbeitgeber, dieser verdammte König aus Spanien, dieser Hurtensohn von Karl, das ist ein solcher Menschenschinder und so ein politischer Volltrottel!

**Reporter vor Rom:** Ja, wie meinen Sie denn das?

**Geyer:** Verdammt, *wir* haben ihm die Schlacht von Pavia gewonnen. Bezahlt haben wir mit *unserem* Blut. Die französischen Kanonen haben Hunderte von uns einfach niedergemacht und trotzdem konnten wir den französischen König gefangen nehmen. Und was macht dieser Idiot von Karl?! Er lässt ihn frei. Kunststück, haben wir jetzt wieder Krieg. Nichts dagegen, ist ja unser Geschäft. Aber zahlen, das will dieser Möchtegernkaiser nicht. Wissen Sie, wie lange unser Sold ausgeblieben ist?

**Reporter vor Rom:** Deswegen hat das Heer gemeutert?

**Geyer:** Ja, unser Kommandant, der gute Frundsberg, hat noch versucht, uns zum Gehorsam zu bringen. Wie sich der das vorgestellt hat! Meine Kinder weinen, weil sie nichts zum Essen haben. Wenn man satt im Palast sitzt wie dieser Karl, dann kann man leicht von kleiner Verzögerung bei der Soldzahlung sprechen. Aber wenn dir der Magen bis zu den Knien hängt, dann ist es Schluss mit der Geduld. Jetzt werden wir uns holen, was uns zusteht!

**Reporter vor Rom:** Sie haben vor, Rom zu plündern?

**Geyer:** Ja, den Antichristen auf seinem Thron, den wollen wir herunterholen. Der soll uns bezahlen.

**Reporter vor Rom:** Den Antichristen?

**Geyer:** Na, den Papst. Der Martin Luther, der hat uns doch erklärt, wie das funktioniert. Der Papst will seine feine Kirche bauen, seine Mätressen versorgen und seine Wechselbälger vollstopfen. Und dafür zahlen wir daheim, im deutschen Reich. Die bescheissen uns doch hinten und vorne mit ihren Ablässen. Meiner Mutter hat so ein Wanderprediger auch weisgemacht, dass sie ihre Eltern aus dem Fegefeuer holen kann, wenn sie nur kräftig zahlt. Die dumme Kuh! Unsere ganzen Ersparnisse hat sie zu dem Wanderprediger getragen und ein paar Zettel dafür bekommen. Mein Gott, hat sie der Vater verdroschen, als er das Geld nicht mehr gefunden hat! Nein, nein, dem Papst geschieht es schon recht, wenn er jetzt zahlt, was der Kaiser uns schuldet.

**Reporter vor Rom:** Sie erobern einfach eine Stadt, um ihre Soldrückstände zu begleichen? Die Menschen, die dort leben, sie haben Ihnen doch gar nichts getan!



**Geyer:** (*brüllt*) Was geht das mich an?! Wir haben die Waffen in der Hand und kein Brot auf dem Tisch. Wir holen uns, was wir brauchen.

**Reporter vor Rom:** Aber bei einem Sturm auf die Stadt werden Tausende von Menschen ums Leben kommen. Unersetzbare Kunstschatze gehen zugrunde.

**Geyer:** (*völlig verständnislos*) Kunstschatze?

**Reporter vor Rom:** Ja, das Rom der Renaissance gehört zu den grossen Zentren der Kunst. All die Bilder, die Bücher, die Statuen ...

**Geyer:** (*unterbricht ihn wüst*) Ich scheiss auf ihre Kunst. Ich will Brot für meine Kinder. Ist doch eh alles mit dem Geld gebaut, das sie uns armen Leuten gestohlen haben. Morgen stürmen wir die Stadt und ich verspreche dir eins: Ich scheisse auf den Altar der Peterskirche. Auf den Hauptaltar. Mitten drauf. (*Beginnt zu lachen und singt mit rauher Stimme*)

Wir sind des Geyers schwarzer Haufen – Heja oho.

Wir woll'n mit Pfaff und Adel raufen – Heja oho.

Spiess voran, drauf und dran, setzt aufs Klosterdach den roten Hahn,

Spiess voran, drauf und dran, setzt aufs Klosterdach den roten Hahn.

**Reporter vor Rom:** Meine Damen und Herren, der Sturm auf Rom scheint kurz bevorzustehen. – Ich gebe zurück ins Studio.

(*Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt*)

**Moderator:** Zorro Zeitlos, danke für dieses Interview. Es hat

uns eindringlich vor Augen geführt, dass ein bewaffnetes Heer, das nur wegen des Geldes kämpfte, nicht nur Unterstützung im Kriegsfall sein konnte, sondern gerade bei Geldmangel zu einer unberechenbaren Gefahr für die Zivilbevölkerung wurde. Rom wurde am 6. Mai 1527, nur einen Tag nach dem soeben gehörten Interview, genommen. Und der Sacco di Roma, die Plünderung Roms, begann.

Ich möchte Ihnen, meine Damen und Herren, einen kurzen Ausschnitt aus den Lebenserinnerungen des Schertlin von Burtenbach vorlesen. Burtenbach war einer der Anführer im Heer der Landsknechte und ein Augenzeuge des Sacco di Roma. Er schrieb Folgendes: «Im Jahre 1527, den 6. Mai, haben wir Rom mit dem Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zu Tod geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen, was wir gefunden, ein guten Teil der Stadt abgebrannt und seltsam hausgehalten, alle Copistereien, Register, Briefe und Cortisanei zerrissen, zerschlagen.» Über 10'000 Menschen sind beim Sacco di Roma umgekommen. Die Blüte Italiens während der Renaissance wurde in dieser wilden Orgie der Zerstörung brutal abgeschnitten.

Damit sind wir am Ende unserer heutigen Sendung angekommen. Schalten Sie wieder ein, wenn es heisst: «Geld und Macht – Teil 7». Wir werden uns in der nächsten Folge mit dem Aufstieg Ludwigs XIV. beschäftigen, den die Welt heute als den Sonnenkönig kennt. Bis dahin verabschiedet sich von Ihnen – Urs Abderhalden.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

## Geld und Macht zur Zeit Ludwigs XIV.



Ecu aux trois couronnes, geprägt 1709 unter Ludwig XIV.  
Gepanzertes Brustbild des Königs



**Es agieren:**

- Sprecher/in
- Urs Abderhalden, Moderator
- Zorro Zeitlos, Reporter Paris
- Madame de Motteville, Vertraute der Anna von Österreich
- Jean Baptiste Colbert, Contrôleur Général (Finanzvorsteher) des Finanzministeriums unter Ludwig XIV.
- Philippe, Herzog von Orléans, Bruder Ludwigs XIV.
- Marie-Thérèse, Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwigs XIV.
- Carolus Schwafel, Korrespondent Versailles
- Ludwig XIV., König von Frankreich, in höchsteigener Person

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Sprecher/in:** Radio MoneyMuseum – Geld und Macht zur Zeit Ludwigs XIV.

**Moderator:** Meine Damen und Herren, willkommen bei Radio MoneyMuseum, Zürich – am Mikrofon ist Urs Abderhalden.

Sie hören den siebten Teil unserer Sendereihe «Geld und Macht». Wir begeben uns heute nach Frankreich. Unser Ziel ist der Hof Ludwigs XIV. Wir werden in der nächsten halben Stunde verfolgen, wie aus dem fünfjährigen Knaben, der im Jahr 1643 den Thron seines Vaters erbte, der Sonnenkönig wurde.

Wenn wir an diesen Monarchen denken, erscheint vor unserem geistigen Auge das prächtige Versailles vor den Toren von Paris. Dass Ludwig in seiner Jugend fast ein Opfer der aufständischen Pariser geworden wäre, passt nicht in unser Bild vom absoluten Monarchen. Und doch legten die Erfah-

rungen dieser Jahre den Grundstein für die Politik, mit der Frankreich der Aufstieg zur ersten Macht in Europa gelang.

Unser Reporter Zorro Zeitlos ist für uns in die Vergangenheit gereist, er befindet sich im Jahr 1649. Wir schalten nach einer kurze Pause zurück zu ihm.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie haben «Geld und Macht – Teil 7» eingeschaltet. Wir haben für Sie eine Reportage aus der Jugendzeit Ludwigs XIV. vorbereitet, genauer gesagt, aus dem Paris des Jahres 1649. – Zorro Zeitlos, können Sie mich hören?

**Reporter Paris:** *(aus dem Hintergrund leise Geräusche wie von einer grossen Menschenmenge, die versucht, sich leise zu bewegen)* Hallo, Urs Abderhalden, ja ich höre Sie.

**Moderator:** Wo befinden Sie sich gerade?

**Reporter Paris:** Ich stehe im Palais Royal in einer kleinen Kammer direkt neben dem königlichen Schlafzimmer. Heute, kurz nach Mitternacht, wäre es fast zum Schlimmsten gekommen. Die Bevölkerung von Paris fürchtete, der König sei – wie bereits vor einem Jahr – aus der Hauptstadt entflohen. Die aufständischen Pariser stürmten zum Palais Royal, dem Quartier des Königs und seiner Mutter, Anna von Österreich. Als die Wachen sie hindern wollten, das Palais zu betreten, wurden Rufe laut, man wolle stürmen. Das Volk begann, Pflastersteine aus den Strassen zu brechen. Da gab Anna den Befehl, die Tore zu öffnen und den Parisern ihren König zu zeigen.

Nun strömt seit mehr als zwei Stunden eine gewaltige Menschenmenge durch die Korridore des Palasts. Alle, gleich

ob Bürger oder Bettler, werden in das Schlafzimmer des kleinen Ludwig geführt, der in seinem Bett liegt. Der Elfjährige hat die Augen geschlossen, stellt sich schlafend, und besonders die Frauen sind berührt von der Unschuld des kleinen blonden Engels. Sie rufen «Gott segne den König» und streicheln vorsichtig seine Locken, bevor sie weitergehen.

Neben dem Bett steht Anna von Österreich. Äusserlich scheint sie völlig gefasst. Sie ist eine eindrucksvolle Erscheinung, kein Wunder, dass sie damals den englischen Herzog von Buckingham derart verzauberte. Anna ist gross und hat eine gute Figur. Sie hat wunderbare sanfte Augen, einen kleinen Mund und eine ungewöhnlich grosse Nase. Ihre makellos blasse Haut kontrastiert vorteilhaft mit dem üppigen Haar von heller Kastanienfarbe. Das Schönste an ihr sind die Hände. Jetzt hält sie diese fest ineinander verschlungen. Allein ihre verkrampften Finger verraten die Angst, die Anna quält. Noch sind die Aufständischen bezaubert von dem schlafenden König, aber wird die Stimmung nicht umschlagen? Ein Funke könnte den Brand entzünden. Die wenigen Wachen hätten keine Chance, das Leben des Königs zu schützen.

Aber halt, da sehe ich Madame de Motteville, eine enge Vertraute der Königin. Ich werde sie fragen, ob sie bereit wäre, uns einige Fragen zu beantworten. (*Ruft ihr hinterher*) Madame de Motteville, einen Moment!

**Madame de Motteville:** (*ängstlich, gehetzt*) Ja?

**Reporter Paris:** Madame, wären Sie bereit, für die Hörer von Radio MoneyMuseum ein paar Fragen zu beantworten?

**Madame de Motteville:** Gehören die auch zu den Aufständischen?

**Reporter Paris:** Aber nein, unsere Hörer würden von einer profunden Kennerin der Verhältnisse am französischen Hof gerne die wahren Hintergründe des Geschehens erfahren.

**Madame de Motteville:** Dann fragen Sie meinetwegen.

**Reporter Paris:** Wie konnte es nur zu dieser schrecklichen Situation kommen?

**Madame de Motteville:** *(beginnt zu weinen)* Es ist ja so furchtbar ... Die gute Regentin ... Wie mutig ...

**Reporter Paris:** Aber warum ...

**Madame de Motteville:** *(unterbricht ihn aufgeregt, ein wenig atemlos)* Es war einfach ein Unglück, dass der Vater des kleinen Königs schon so früh starb. 1643 war das! Ludwig war gerade mal fünf Jahre alt. Der süsse Kleine! So ein hübscher Bub! Aber natürlich noch viel zu jung zum Regieren. Und der König hatte ein Testament hinterlassen, in dem er niemandem genügend Autorität hinterliess, um allein die Regentschaft zu führen. Jede Partei hatte ein bisschen Macht: Anna von Österreich wurde Regentin, aber die Regierung führen sollte der Bruder des verstorbenen Königs. Im Regentschaftsrat sassen die Adligen, und der Präsident des Gremiums war der bürgerliche Emporkömmling Mazarin. Das Testament hatte Frankreich unregierbar gemacht. Anna musste die Macht mithilfe des Parlaments ergreifen.

**Reporter Paris:** Damit hatte Anna dem Parlament eine weit aus wichtigere Rolle zugestanden, als es bis dahin gehabt hatte.

**Madame de Motteville:** Mais oui, mais oui. Was war das



Parlament schon?! Ein Haufen reicher Leute, die sich gegen Geld einen Sitz gekauft hatten. Und (*beginnt zu weinen*) keine Liebe zu ihrem Vaterland! Kein Einziger von ihnen! Als Anna neue Steuern im Parlament beantragte ... Sie wissen ja, dieser Krieg gegen Spanien! Das Geld reichte hinten und vorne nicht. Verweigert haben sie es ihr, glatt verweigert. Der Präsident des Parlaments ist aufgestanden und hat der Königin einen Vortrag gehalten, dass ausschliesslich das Parlament das Recht habe, neue Steuern zu genehmigen. Das hatten die natürlich von den Engländern gelernt.

**Reporter Paris:** Sie sprechen davon, dass sich das englische Parlament im Jahr 1642 gegen den König erhob.

**Madame de Motteville:** Ja, ja, und jetzt haben sie ihn auch noch hingerichtet! Ist das nicht schrecklich?! In was für einer Welt leben wir?! Der arme König Charles! Ach Gott, mein armer König Ludwig!

**Reporter Paris:** Dann hatte Anna also nicht nur den Hochadel gegen sich, sondern auch das Parlament.

**Madame de Motteville:** Die arme Königin, sie muss gleichzeitig die eigene Verwandtschaft in Schach halten, den Hochadel und das Parlament. Nicht zu vergessen die Spanier. Die kochen ihr eigenes Süppchen! Unterstützen die Aufständischen mit Geld oder Soldaten! Es ist furchtbar. Dem König fehlt es am Notwendigsten. Er hat gerade mal *einen* Mantel für Sommer und Winter, und aus dem ist er schon seit *drei Jahren* herausgewachsen. Die Laken, mit denen er sich zudeckt, sind so dünn, dass seine Füsse herausschauen. Wenigstens sind wir jetzt nicht mehr auf der Flucht und müssen auf Stroh schlafen. Ach Gott, wie wird das noch enden?

**Reporter Paris:** Mit dieser Frage gebe ich zurück ins Studio. – Madame de Motteville, vielen Dank für Ihre Auskünfte.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie hörten soeben einen Bericht von unserem Reporter Zorro Zeitlos aus dem Jahr 1649.

Drei Gruppen waren am Aufstand gegen den König beteiligt, der unter dem Namen «die Fronde» in die Geschichte eingegangen ist. Da war zunächst der französische Adel, an dessen Spitze die engsten Verwandten des verstorbenen Königs standen. Die zweite Gruppe, die sich an diesem Aufstand beteiligte, war das Pariser Parlament, wobei uns die Bezeichnung «Parlament» nicht dazu verführen darf anzunehmen, es handle sich um eine demokratische Institution: Dort sassen Männer, die mit ihrem Geld ein Amt gekauft hatten. Die reichen Financiers von Paris verfügten über internationale Verbindungen und wussten genau, dass in England Karl I. von seinem eigenen Parlament angeklagt und zum Tode verurteilt worden war. Der dritte Feind Frankreichs war Spanien, damals die erste Macht in Europa. Doch der Einfluss Spaniens war am Schwinden. Noch war es zwar niemandem bewusst, aber Frankreich besass das Potenzial, Spanien den ersten Rang streitig zu machen.

Gegen diese drei Mächte musste sich Ludwig behaupten, Ludwig, das Kind, das am 5. September 1651 13 Jahre alt wurde. Heute sind wir in diesem Alter gerade an der Stufe der Pubertät, damals übernahm ein König mit 13 offiziell die Regierung. Wie schaffte es der kleine König, sich gegen seine scheinbar übermächtigen Feinde zu behaupten?

Um diese Frage zu beantworten, haben wir drei Gäste eingeladen. Der erste ist Jean-Baptiste Colbert, Vorsteher des Finanzministeriums. Er wird uns einige Fragen zum französi-

schen Finanzwesen beantworten. Danach sprechen wir mit Philippe d'Orléans, dem Bruder des Königs. Er wird uns schildern, wie Ludwig den Einfluss der Adligen eindämmte. Beim Dritten im Bunde handelt es sich um ein gekröntes Haupt – Sie merken, wir haben keine Mühen und Kosten gescheut, um Sie mit Informationen aus erster Hand zu versorgen –: Marie-Thérèse, die Königin von Frankreich, wird uns persönlich darüber berichten, wie ihr Gemahl Ludwig mit ihrer Heimat Spanien verfuhr. Bleiben Sie dran.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren. Sie haben Radio MoneyMuseum eingeschaltet und hören die Sendung «Geld und Macht zur Zeit Ludwigs XIV». Wir haben in unser Studio Jean-Baptiste Colbert eingeladen, den Mann, mit dessen Hilfe es Ludwig gelang, die französischen Finanzen zu sanieren. *(Zu seinem Gast)* Willkommen, Monsieur Colbert.

**Colbert:** Enchanté.

**Moderator:** Monsieur Colbert, würden Sie uns die finanzielle Lage Frankreichs zum Zeitpunkt der Machtübernahme Ludwigs XIV. schildern?

**Colbert:** *(trocken)* Es war ein Chaos!

**Moderator:** Wie meinen Sie das?

**Colbert:** Nun, Sie müssen sich vorstellen, dass bei uns die staatlichen Steuern für jede Stadt, jede Provinz unterschiedlich waren. Hier gab es eine besondere Steuer auf Brot, dort eine Abgabe auf eine ganz bestimmte Brücke. Diese vielen

Steuern und Abgaben konnten nur über Pächter eingetrieben werden.

**Moderator:** Wie funktionierte das?

**Colbert:** Einmal im Jahr handelte der Finanzminister die Steuerpachtverträge aus. Damit stand fest, wer wie viel für welche Abgabe garantierte. Das hätte eigentlich ein klares Staatsbudget ermöglichen müssen. Aber das lag nicht im Interesse des Parlaments.

**Moderator:** Wieso nicht?

**Colbert:** Im Pariser Parlament sassen ausschliesslich reiche Männer, die sich ihren Sitz gekauft hatten, um dadurch politischen Einfluss auf die Verwaltung zu nehmen. Der damalige Finanzminister Fouquet bekleidete einen hohen Posten in diesem Parlament. Und er hatte das gleiche Ziel wie all die anderen reichen Männer: auf Staatskosten noch reicher zu werden. Dafür bot das französische Steuerwesen hervorragende Möglichkeiten, zumindest, solange die finanziellen Transaktionen undurchschaubar blieben. Fouquet begünstigte als Finanzminister seine politischen Gefolgsleute durch unverschämt günstige Steuerverträge. Dafür strich er hohe Bestechungsgelder ein. Wir schätzen, dass Fouquet und seine Entourage den französischen Staat Jahr für Jahr um 34,5 Millionen Livres prellten. Das entsprach mehr als einem Drittel des gesamten Steueraufkommens!

Die geschrumpften Steuereinnahmen reichten natürlich nie, um die staatlichen Ausgaben zu decken. Und so fand Fouquet eine zweite Möglichkeit, wie er am Staat verdienen konnte. Er und seine Gesinnungsgenossen liehen dem Staat das Geld, das sie ihm vorher gestohlen hatten. Und dafür kassierten sie hohe Zinsen. Fouquet verschleierte gekonnt, wie

viel Geld zu welchen Bedingungen mit welcher Fälligkeit aufgenommen wurde. Das gab ihm einen Freibrief, wann immer er wollte, Staatsanleihen zu einem günstigen Kurs zu kaufen und sich den vollen Nominalwert von der Staatskasse auszahlen zu lassen. Damit war Fouquet auf Kosten der Bürger Frankreichs immer flüssig.

**Moderator:** Dann finanzierte Fouquet sein prachtvolles Schloss in Vaux mit staatlichen Geldern?

**Colbert:** Nicht nur das, viel schlimmer: Er stellte eine Privatarmee auf und baute die Inselfestung Belle-Ile! Als Ludwig mich damals bat, ihm einen Plan auszuarbeiten, wie man diesen verräterischen Finanzminister loswerden könnte, mussten wir mit grösster Vorsicht zu Werke gehen, um keine neue Fronde auszulösen.

**Moderator:** In vielen Geschichtsbüchern meiner Zeit kann man lesen, dass Ludwig sich erst entschloss, gegen Fouquet vorzugehen, als er anlässlich eines verschwenderischen Festes in Vaux eifersüchtig wurde auf den Reichtum seines Ministers.

**Colbert:** Ich muss Sie enttäuschen, diese Erzählung gehört ins Reich der Legenden. Sie ist wohl entstanden, weil Ludwig noch einen Monat vor der Verhaftung Fouquets dort zu Gast war. Tatsächlich fiel der Entschluss, an Fouquet ein Exempel zu statuieren, bereits am 3. Mai 1661.

**Moderator:** Inwieweit konnte der Sturz Fouquets beispielhaft sein?

**Colbert:** Nun, Ludwig hatte sich entschieden, fortan alle Entscheidungen selbst zu treffen. Und Fouquet nahm ihn, den

18-Jährigen, einfach nicht ernst. Er führte nur die Befehle aus, die ihm in den Kram passten. Er war sich sicher, dass Ludwig bald das Interesse an der komplizierten Welt der Finanzen verlieren würde. Doch dies traf nicht zu. Das Beispiel Fouquet lehrte uns alle, dass wir fortan mit dem König rechnen mussten.

**Moderator:** Sie haben Ludwig geholfen, seine Vorstellungen von der Macht des Königs in die Realität umzusetzen.

**Colbert:** Ja, und darauf bin ich wirklich stolz. Ich bereitete den Sturz Fouquets vor und plante gleichzeitig, wie wir einen daraus resultierenden Staatsbankrott verhindern könnten.

**Moderator:** Was hat denn der Sturz eines Finanzministers mit dem Staatsbankrott zu tun?

**Colbert:** Sehen Sie, Fouquet besass die Unterstützung der Steuerpächter, die alle nicht wollten, dass wir die für sie so profitablen Umstände der Steuererhebung änderten. Und all die reichen Helfer des Finanzministers sassen im Parlament. Von diesem Gremium war nur ein paar Jahre zuvor die Fronde ausgegangen. Wir mussten nun damit rechnen, dass sich das Parlament bei der Verhaftung Fouquets gegen uns erheben würde. Gleichzeitig konnten wir in so einem Fall nicht mit kurzfristigen Krediten rechnen, da die potenziellen Leihgeber im Parlament sassen. Wir mussten also langfristig planen.

**Moderator:** Und das taten Sie.

**Colbert:** Hätte der König nicht eine so übermenschliche Beherrschung an den Tag gelegt, wäre uns dieses Täuschungsmanöver nicht geglückt. Mehr als vier Monate waren für die

Vorbereitungen nötig und während dieser Zeit behandelte Ludwig Fouquet huldvoll, obwohl er ihn doch hasste.

**Moderator:** Wofür brauchten Sie diese vier Monate?

**Colbert:** Zunächst mussten die Steuerverträge für das nächste Jahr, also 1662, abgeschlossen werden. Nichts durfte geschehen, ehe die Finanzierung des kommenden Jahres gesichert war. Dann vereinbarten wir mit einigen uns wohlgesinnten reichen Adligen, dass sie grosse Kredite abrufbar bereitstellten, um damit die Liquidität der Staatskasse zu sichern. Am 5. September 1661 war es so weit. Der König befahl d'Artagnan, den Finanzminister zu verhaften.

**Moderator:** D'Artagnan? Doch nicht etwa der Gascogner, dem Alexandre Dumas in seinen «Drei Musketieren» ein literarisches Denkmal gesetzt hat?

**Colbert:** Äh, das weiss ich nicht, aber d'Artagnan war zu meiner Zeit Anführer der Musketiere und stammte, soweit ich weiss, tatsächlich aus der Gascogne. Nun, auf jeden Fall lief alles wie geschmiert, wir konnten Fouquet gefangen setzen, seine Burg wurde ohne Gegenwehr eingenommen und sein Heer entwaffnet.

**Moderator:** Und damit waren die finanziellen Schwierigkeiten Frankreichs beendet?

**Colbert:** Mais non! Wir fanden Entsetzliches vor. Alle Einkünfte des Jahres 1661 waren zum Zeitpunkt der Verhaftung Fouquets bereits ausgegeben. Gut, dass wir uns eine ganze Reihe von Krediten für den Übergang gesichert hatten! Ausserdem waren bereits 26 Millionen Livres im Vorgriff auf 1662 ausgegeben worden und Rechnungen in Höhe von 9,5

Millionen waren noch offen. Können Sie sich diese verzweifelte Situation vorstellen? Da half nur radikales Sparen.

**Moderator:** Zu meiner Zeit gilt Ludwig XIV. nicht gerade als Inbegriff der Sparsamkeit!

**Colbert:** Aber das war er! Er hatte stets ein kleines Buch dabei, in das er jede Einnahme, jede Ausgabe eintrug.

**Moderator:** Diese in rotes Leder gebundenen Rechnungsbücher haben sich erhalten. Sie werden in der französischen Nationalbibliothek aufbewahrt.

**Colbert:** Das freut mich, denn diese roten Bücher retteten Frankreich. Während wir im Jahr 1662 noch ein Defizit von 30 Millionen Livres hatten, beliefen sich die Überschüsse des Jahres 1664 bereits auf eine halbe Million. Damit waren die französischen Finanzen die gesündesten in Europa.

Was Ludwig in den nächsten Jahren an grossen Bauten initiierte, das wurde aus dem regulären Steueraufkommen bezahlt, denn das war ja das Schöne: Die staatlichen Steuern waren in den Jahren zwischen 1662 und 1664 von 54 Millionen auf 88,5 Millionen Livres gestiegen. Wir hatten eine Einkommenssteigerung von 64 Prozent ohne jegliche Steuererhöhung!

**Moderator:** Nach so einer erfolgreichen Zusammenarbeit hat Ludwig Ihnen sicher die alleinige Verantwortung über die Finanzen übertragen.

**Colbert:** Aber wo denken Sie hin! Ludwig wollte selbst die Kontrolle behalten. Ich erhielt lediglich einen Sitz im Staatsrat.



**Moderator:** Wo Sie sich neben den Finanzen noch um die Polizei, die Marine, das Bauwesen, den Handel, die Kolonien, die Künste und den königlichen Haushalt kümmerten! Sie müssen ein einflussreicher Mann gewesen sein.

**Colbert:** Ja und nein, ich war in erster Linie der Diener meines Königs. Er selbst hat in jeder einzelnen Angelegenheit entschieden, nachdem ihm das Für und Wider auseinandergesetzt worden war.

**Moderator:** Auf jeden Fall regierte Ludwig XIV., ohne den Staatsbankrott erklären zu müssen. – Monsieur Colbert, wir danken Ihnen, dass Sie uns die Gründe dafür erklärt haben.

**Colbert:** Es war mir eine Freude. Wissen Sie, Geld besitzen wollen ja alle Monarchen, aber wenn man in die Details geht, wie man dieses Geld erwirtschaften kann, dann hören nur die Wenigsten zu. Ich hatte das Glück, einem Herrscher dienen zu dürfen, der verstand, wie man ein Land nachhaltig saniert.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie hörten soeben ein Interview mit Jean-Baptiste Colbert, der uns berichtete, wie Ludwig XIV. den Einfluss der reichen Wirtschaftsmagnaten beschneidet. Nun wollen wir uns der zweiten Gruppe zuwenden, die verantwortlich war für die Fronde: dem Adel. Der Bruder des Königs, Herzog Philippe von Orléans, wird uns dessen Entmachtung aus seiner Sicht schildern. *(Zum Herzog)* Eure Königliche Hoheit, willkommen im Studio.

**D'Orléans:** *(geziert, maniert)* Ach, lassen Sie doch das «Königliche Hoheit», nennen Sie mich wie meine Zeitgenossen einfach Monsieur, das genügt. So ein hübscher junger

Mann wie Sie, ach (*schmachtend*), Sie können Philippe zu mir sagen.

**Moderator:** Ich glaube, wir bleiben besser bei Monsieur. Monsieur, würden Sie uns erzählen, wie es Ludwig gelang, den Adel unter Kontrolle zu bringen?

**D'Orléans:** (*singt ein wenig, überbetont dabei einzelne Wörter völlig*) Hach, wissen Sie, mir persönlich liegt ja gar nichts an Macht und solchen dummen Dingen. Ich finde es viel aufregender, mich mit meiner Kleidung und dem dazu passenden Schmuck zu beschäftigen.

**Moderator:** Ihre Vorgänger haben noch gegen den König gekämpft.

**D'Orléans:** Ja, der grösste Feind meines königlichen Vaters war sein Bruder. Aber so etwas hat es zwischen meinem Bruder und mir nie gegeben. Er war immer höchst spendabel, hat meine Schulden gezahlt ...

**Moderator:** (*unterbricht ihn*) Vielleicht fangen wir am Anfang an. Wie war das nach der Fronde? War der Adel da bereit, sich in seine neue Rolle der politischen Machtlosigkeit zu fügen?

**D'Orléans:** Also, die Meisten hatten die Lust verloren, gegen den König zu intrigieren. Die wichtigsten Aufrührer waren im Exil, und Ludwig zeigte es den anderen schnell, dass nun ein neuer Wind wehte.

**Moderator:** Wie hat er das getan?

**D'Orléans:** Lassen Sie mich nachdenken. (*Kurze Pause*) Ach

ja, da war ja diese Geschichte mit dem Duell. Einfach unglaublich! Ludwig hatte gerade den Aufstand der Fronde beendet, sass fest im Sattel, da ... (*lacht*) also, wir waren einfach völlig perplex. Wissen Sie, der Graf von Soissons hatte den Herzog von Navailles zum Duell gefordert.

**Moderator:** (*unterbricht ihn*) Duelle waren damals streng verboten.

**D'Orléans:** Mais non, mais non, niemand kümmerte sich um dieses Verbot. Und wir kamen gar nicht auf die Idee, dass ein Gesetz auch für Mitglieder des Hochadels gelten könnte.

**Moderator:** Und was geschah?

**D'Orléans:** Nun, Ludwig schickte den Grafen von Soissons in die Verbannung.

**Moderator:** War das alles? Das kann man doch nicht gerade eine schwere Strafe nennen.

**D'Orléans:** Ich bitte Sie, das war das Schlimmste! Ludwig hatte doch selbst verkündet, dass er nur die, die er täglich an seinem Hof sehen würde, bei der Vergabe von Ämtern und Pfründen berücksichtigen würde. Wer nicht in der nächsten Nähe des Königs blieb, der war weg vom Fenster.

**Moderator:** Monsieur, Ihr Bruder dürfte nicht nur der erste Monarch gewesen sein, der seit mehr als zwei Generationen ohne einen ersten Minister regierte. Er war überhaupt der Allererste, in dessen Staatsrat kein Mitglied des Hochadels vertreten war. Hat Sie das nicht verletzt?

**D'Orléans:** Ja wissen Sie: eigentlich nicht so sehr. Wie gesagt,

Politik finde ich ziemlich langweilig. All die unwichtigen Detailfragen. Ludwig besprach in seinem Staatsrat Dinge, die sich für einen echten König gar nicht schickten. (*Verächtlich*) Ich bitte Sie, was schert es den König, ob die Weinsteuer in Beaune herabgesetzt werden muss, weil eine Krankheit die Weinberge vernichtet hat? Das ist etwas für bürgerliche Minister! Aber nicht für einen Prinzen wie mich! Nun ja, Ludwig interessierte sich für so unwichtiges Zeug. Ich hatte gar keine Lust auf diese dummen Sitzungen. Mich beschäftigten die wirklich wichtigen Fragen, Fragen der Etikette, und da war mein Bruder leider nie besonders entgegenkommend. Nehmen Sie nur die Sache mit dem Lehnstuhl.

**Moderator:** Mit dem Lehnstuhl?

**D'Orléans:** Nun, mein Bruder wusste, wie gut ich mich in protokollarischen Fragen auskannte. Er hätte mich ernster nehmen müssen! Ich hatte in einer alten Quelle gelesen, dass früher die Frau des königlichen Bruders, wenn sie bei der Königin sass, auf einem Lehnstuhl Platz zu nehmen pflegte. Und so bat ich Ludwig, dieses Vorrecht auch meiner Frau einzuräumen.

**Moderator:** Und Ludwig tat es?

**D'Orléans:** Nein, er behauptete, es wäre seiner Würde abträglich, wenn die Königin und Madame protokollarisch gleichbehandelt würden.

**Moderator:** Aber sonst hat Ihnen Ludwig jeden Wunsch erfüllt?

**D'Orléans:** (*ein bisschen bitter, mit gepresster Stimme, die Heiterkeit ist verschwunden*) Ludwig erfüllte mir jeden finan-

*ziellen* Wunsch. Aber er hat mir verboten, irgendetwas Nützliches zu tun. Nach dem Tod meines Grossonkels wollte ich die Verwaltung der Languedoc an seiner Stelle übernehmen. Glatt abgelehnt! Ein einziges Mal habe ich ein Heer kommandieren dürfen. Mit grossem Erfolg übrigens. Ganz Frankreich jubelte mir zu. Ganz Frankreich – ausser Ludwig. Der hat mir nicht einmal gratuliert. Aber er hat reagiert. Neben ihm durfte kein Mitglied des Hochadels gelobt werden. Deshalb haben weder ich noch mein Sohn seit damals irgendeine verantwortliche Aufgabe bekommen. Seine Bastarde dagegen, die hat er mit den ruhmreichsten Kommandos versorgt ...

**Moderator:** Nun, solche Vorurteile scheinen Sie ja gegen die unehelichen Kinder ihres Bruders nicht gehabt zu haben. Ihr Sohn hat schliesslich eine seiner unehelichen Töchter geheiratet.

**D'Orléans:** Ja, ich habe meine Zustimmung gegeben. (*Anzüglich*) Mein *geliebter* Freund hat mir so sehr dazu geraten. Die Mitgift, die Ludwig versprach, empfanden wir beide als äusserst verlockend! Später habe ich erfahren, dass Ludwig meinen Freund bestochen hatte, indem er ihm und seinem Bruder den Orden vom Heiligen Geist verlieh. Ich habe diese Heirat noch tief bereut. Immerhin, vor meinem Tod habe ich Ludwig gesagt, dass ich ihn durchschaute.

**Moderator:** Inwiefern?

**D'Orléans:** (*verliert seine manierierte Stimme und wird ernst*) Sehen Sie, Ludwig hatte uns alle, die wir am Hofe lebten, in seinem goldenen Käfig gefangen. Natürlich machte es Spass, an den königlichen Vergnügungen teilzunehmen. Aber es war vor allem teuer. Man musste teure Kleidung kaufen und ge-

nügend Geld haben, um allabendlich am Spieltisch zu verlieren. Unsere traditionellen Einkünfte reichten nicht mehr. Der Einzige, der genug Geld hatte, war der König. Und er stellte es nur denen zur Verfügung, die er jeden Tag sah und die sich an seinem Hof finanziell ruinierten. Wir alle waren abhängig von ihm. Und genau das war seine Absicht. Noch mein Vater herrschte über die Franzosen mithilfe des Adels, Ludwig schaltete alle aus, die ein natürliches Recht darauf besaßen, mit ihm zu herrschen. Menschen wie mich hielt er klein, förderte stattdessen Bürgerliche und seine Bastarde, die völlig von ihm abhängig waren. Unter seinen Vorgängern gab es eine Pyramide der Macht, an deren Spitze der König stand. Unter Ludwig existierte nur noch die Masse der Franzosen, und darüber in einsamer Grösse der König.

**Moderator:** Und Widerspruch war unmöglich?

**D'Orléans:** Ein einziges Mal habe ich mich wirklich mit ihm gestritten, lauthals gestritten. Ich habe ihm sein kleinliches Verhalten vorgeworfen. Und wissen Sie, was er tat? Er strich einfach meinen finanziellen Unterhalt aus dem Budget. Wenn ich hätte überleben wollen, hätte ich klein beigeben müssen, aber das ist mir erspart geblieben.

**Moderator:** Der Schlag hat Sie getroffen. Und Sie sind wenige Stunden später gestorben, während der König in der Oper sass.

**D'Orléans:** Ein passendes Ende für den treuen Bruder des Sonnenkönigs.

**Moderator:** Wir danken Ihnen, Monsieur, für diese aufschlussreichen Einblicke. – Meine Damen und Herren, gleich werden wir ein weiteres Mitglied des königlichen Hofes bei

uns im Studio begrüßen. Uns besucht Marie-Thérèse, Königin von Frankreich. Bleiben Sie dran.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, gerade berichtete uns der Bruder Ludwigs XIV., der Herzog von Orléans, wie es dem König gelungen war, den Adel als politische Macht auszuschalten. Nun sprechen wir mit Marie-Thérèse, der königlichen Gemahlin. Die Spanierin kam nach Frankreich, um den Frieden zwischen den beiden Völkern zu besiegeln. Von ihr möchten wir unter anderem erfahren, wie Ludwig für Frankreich die Anerkennung als erste Macht in Europa erlangt. *(Zu seinem Gast)* Eure Majestät, willkommen im Studio.

**Königin Marie-Thérèse:** Gerne erwies ich Euch die Gnade zu kommen.

**Moderator:** Eure Königliche Hoheit, Sie wurden im Jahre 1659 mit Ludwig XIV. verheiratet.

**Königin Marie-Thérèse:** Ja, ich war das Pfand, das den Frieden zwischen Frankreich und Spanien besiegelte. Zu lange hatten die beiden Länder im Krieg gelegen. Generationen von Franzosen hatten gegen Generationen von Spaniern gekämpft. Viel Blut war geflossen, viele Städte zerstört. Und so war es ein grosser Tag, als mir mitgeteilt wurde, dass ich ausgewählt war, die beiden Völker zu versöhnen.

**Moderator:** Wurden Sie glücklich in dieser Ehe?

**Königin Marie-Thérèse:** Das Los einer Königin ist es nicht, glücklich zu sein. Ich war die Gemahlin eines ruhmvollen

Königs, der das Ansehen Frankreichs in der Welt vermehrte. Dies genügte.

**Moderator:** Frankreich vermehrte seinen Ruhm vor allem auf Kosten Spaniens.

**Königin Marie-Thérèse:** Das ist wahr und es hat mich manchmal traurig gemacht.

**Moderator:** Wann wurde es Ihnen deutlich, dass Frankreich Spanien als die erste Macht in Europa abgelöst hatte?

**Königin Marie-Thérèse:** Das war natürlich während des Gesandtenstreits von London. Alle Welt sprach darüber. Der schwedische Botschafter sollte dort dem englischen König offiziell vorgestellt werden. Zum Protokoll gehörte es, dass die Gesandten mit ihren Kutschen einen festlichen Zug bildeten. Traditionell fuhr dabei der französische Gesandte vor dem spanischen. Doch der Baron de Vatteville, Vertreter Spaniens, wollte den ersten Rang seines Landes im englischen Protokoll durchsetzen. So kam es zwischen ihm und dem Grafen d'Estrades, dem Botschafter Frankreichs, zum Streit. Baron de Vatteville hatte zahlreiche Getreue unter den Zuschauern versteckt, die ihm zu Hilfe kamen. Die Pferde der französischen Kutsche wurden getötet und einige Bedienstete d'Estrades' schwer verwundet. De Vatteville schaffte es also, den ersten Platz in dem Festzug mit Gewalt einzunehmen.

**Moderator:** Und wie reagierte Ludwig?

**Königin Marie-Thérèse:** Nun, er forderte natürlich Genugtuung. Die Frage war nur, womit er sich zufriedengeben würde. Wir alle hatten damals Angst, aus diesem diplomatischen Zwischenfall könne ein neuer Krieg mit Spanien entstehen.



Wir rieten zu einem Kompromiss. Aber Ludwig blieb hart. Er forderte vom englischen König die Ausweisung de Vattevilles. Spanien schickte er ein Ultimatum: Wenn der König sich nicht öffentlich bei ihm entschuldige und ausserdem den protokollarischen Vorrang Frankreichs anerkenne, würde er den Krieg gegen Spanien wieder aufnehmen. Um zu zeigen, dass er es ernst meinte, berief er seinen Gesandten aus Madrid ab und wies den spanischen Botschafter aus Frankreich aus.

**Moderator:** Und was geschah?

**Königin Marie-Thérèse:** Was niemand erwartet hatte: Mein Bruder Philipp IV. von Spanien, der grosse König, Nachfahre Karls V., gab nach. Spanien verfügte damals nicht mehr über die Mittel, einen Krieg führen zu können. So schickte mein Bruder einen Gesandten nach Frankreich, der sich in seinem Namen entschuldigte. Mein Vaterland musste sich vor Frankreich demütigen. Damals lernte ich, dass eine Königin keine Heimat hat, um die sie weinen darf.

**Moderator:** Das klingt traurig.

**Königin Marie-Thérèse:** Ist es auch. Sehen Sie, das Schicksal einer Königin ist es, ihre Loyalität stets teilen zu müssen. Ich selbst, die ich doch den Frieden hätte bringen sollen, diente als Vorwand für den nächsten Krieg meines Gemahls gegen meinen Bruder. In unserem Ehevertrag war eine Mitgift in Höhe von 500'000 Ecu d'or vereinbart worden. Diese gewaltige Summe konnte das verarmte Spanien nicht aufbringen. Und das Ausbleiben der Mitgift nutzte mein Gemahl als Vorwand, um in die Spanischen Niederlanden einzufallen. Spanien war damals hilflos. Mein Bruder war gestorben und hatte ein vierjähriges Kind als Erben zurückgelassen ... (*Wirft schnell ein*) Verstehen Sie mich recht. Natürlich will ich mei-

nen königlichen Gemahl nicht kritisieren. Für den Ruhm Frankreichs war dies natürlich das einzig Mögliche.

Mein Mann hatte mit grossem finanziellem Aufwand ein stehendes Heer aufgebaut. Und damit konnte er schnell und effektiv operieren. Kein anderer europäischer Herrscher verfügte über vergleichbare Möglichkeiten. Sie alle hatten nicht genug Geld, um ein Heer aufzustellen, das gegen Frankreich bestehen konnte. So wurden also die Spanischen Niederlande erobert. Und ich durfte nicht einmal weinen. Manchmal denke ich, dies tat noch mehr weh, als mitansehen zu müssen, wie mein königlicher Gemahl sich mit all diesen anderen Frauen vergnügte ... (*Wirft schnell ein*) Natürlich hatte mein Gemahl das Recht zu all dem.

**Moderator:** Wir danken Ihnen, Eure Königliche Hoheit, für den Besuch in unserem Studio. Sie haben unseren Hörern deutlich gemacht, dass Frankreichs Stern im Aufgehen begriffen war, während Spaniens Macht immer kleiner wurde. – Unser nächster Beitrag, meine Damen und Herren, kommt wieder aus der Vergangenheit. Unser Korrespondent Carolus Schwafel meldet sich aus dem Jahr 1700, und zwar direkt aus Schloss Versailles. Er wird uns vom Ende der spanisch-französischen Auseinandersetzungen berichten. Bleiben Sie dran.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie hören Radio MoneyMuseum mit dem siebten Teil der Reihe «Geld und Macht». Wir beschäftigen uns damit, wie Ludwig XIV. die Vormacht Frankreichs in Europa durchsetzte. Seinen grössten Triumph erlebte der Sonnenkönig im Jahr 1700. In jener Zeit befindet sich unser Korrespondent Carolus Schwafel. – Carolus Schwafel, können Sie mich hören?

**Korrespondent Versailles:** Hallo, liebe Hörer von Radio MoneyMuseum, hier spricht Carolus Schwafel. Ich melde mich aus Versailles. Wir schreiben den 16. November 1700. Ich stehe im Empfangssaal, dessen riesiges Doppelportal zum königlichen Schlafzimmer geschlossen ist. Eine grosse Menge von Höflingen hat sich hier versammelt. Es kursiert das Gerücht, dass heute etwas Unglaubliches geschehen wird. Schon seit Tagen spricht man über Spanien, dessen König den Enkel von Ludwig XIV. als Erben eingesetzt hat. Lassen Sie mich kurz schildern, wie es dazu kommen konnte.

Karl II., der als Vierjähriger im Jahr 1665 die Herrschaft über Spanien antrat, war seit frühester Jugend kränklich. Da seit Längerem feststand, dass er keinen Erben zeugen konnte, und da mit seinem baldigen Ableben gerechnet wurde, verhandelte man auf höchster Ebene darüber, wer nach dem Tod des Königs die Herrschaft über Spanien antreten sollte. Drei Möglichkeiten wurden diskutiert. Ansprüche nach dem Erbrecht hatten die Nachkommen Ludwigs XIV., die Nachkommen Kaiser Leopolds I. und der Sohn des Kurfürsten von Bayern. Man einigte sich auf Letzteren als den idealen Kompromisskandidaten. Leider starb er noch vor dem spanischen König. So wurde ein Krieg um das spanische Erbe unvermeidlich, denn sowohl Frankreich als auch die österreichischen Habsburger mussten den gewaltigen Machtzuwachs verhindern, den die Herrschaft über Spanien dem Gegner bringen würde.

Bei all den diplomatischen Noten, die zwischen den Mächtigen der Welt hin- und hergeschickt wurden, vergass man beinahe, dass Karl II. noch lebte. Er versuchte, ein letztes Mal Einfluss auf das Schicksal seines Reiches zu nehmen, indem er den Herzog von Anjou, den zweiten Sohn des Dauphins von Frankreich, zum Erben einsetzte. Dann starb Karl am 1. November 1700, also vor gut zwei Wochen.

Ludwig erreichte die Nachricht von seinem Tod am 9.

November. Sofort befahl der König den Verzicht auf alle Festlichkeiten und ordnete für die königliche Familie Trauerkleidung an, als sei ein Mitglied des französischen Königshauses gestorben. Daraufhin berief er den Staatsrat ein, der mit kurzen Unterbrechungen bis vorgestern tagte.

Die Mitglieder des Staatsrates sollen sich gut unterrichteten Kreisen zufolge in zwei Parteien teilen. Eine davon ist für, eine gegen die Annahme des spanischen Erbes. Diejenigen, die gegen eine Annahme sind, argumentieren, dass die Übernahme der spanischen Königskrone für Frankreich mehr Schaden und Gefahr bedeute als Nutzen. Eine friedliche Einigung mit dem Kaiser, die in einer Teilung des Reiches resultieren müsste, brächte ihrer Auffassung nach sicheren Gewinn ohne die Gefahren eines Krieges. Ausserdem sei ein französischer Prinz auf dem spanischen Thron kein politischer Vorteil für Frankreich, da er als König in erster Linie Spanien verpflichtet wäre. Die Gegner des spanischen Erbes weisen darüber hinaus auf die mangelnden Finanzen Frankreichs hin, die nach dem Pfälzer Erbfolgekrieg völlig erschöpft sind.

Die Befürworter des spanischen Erbes erinnern an die gefährliche Umklammerung Frankreichs durch die Länder der Habsburger zur Zeit Karls V., die sich durch eine Übernahme des spanischen Erbes durch die Österreicher wiederholen würde. Ausserdem könne Spanien, da es ja an Frankreich angrenze, leicht verteidigt werden. Darüber hinaus würde ein französischer Prinz auf dem spanischen Thron die Freundschaft zwischen beiden Ländern auf Ewigkeiten begründen; und da auf jeden Fall ein Krieg zu erwarten sei, sei es besser, diesen gleich um den höchsten Einsatz zu führen.

Hinter vorgehaltener Hand sprechen einige Höflinge davon, dass der König die Entscheidung schon längst gefällt habe. Bereits am 12. November ist ein Brief an die Königinwitwe von Spanien und ihren Ministerrat abgegangen. Darin

soll, wenn wir Gerüchten glauben wollen, Ludwig XIV. das Erbe im Namen seines Enkels angenommen haben.

Gestern ist der König nach Versailles zurückgekehrt. Und heute hat er sowohl den Herzog von Anjou, den sich die Spanier als ihren nächsten König auserkoren haben, als auch den spanischen Botschafter zum Lever zu sich bestellt.

Und nun ..., oh, das ist unerhört, die Türflügel zum Schlafgemach des Königs öffnen sich noch während des Levers. Meine Damen und Herren, ein Lakai erscheint. Er befiehlt allen, die hier gewartet haben, das Schlafzimmer des Königs zu betreten. Wir gehen in den Raum. Hier kniet schon der spanische Botschafter vor dem Herzog von Anjou. Oder muss ich sagen, vor dem König von Spanien? Seine Majestät Ludwig XIV. ergreift das Wort.

**Ludwig XIV.:** Meine Herren, hier ist der König von Spanien. Seine Geburt hat ihn ebenso auf diesen Thron berufen wie das Testament des verstorbenen Königs. Die ganze Nation hat es gewünscht und mich dazu gedrängt, meine Zustimmung zu geben: Es war der Wille des Himmels, es ist mir eine Freude, dem stattzugeben. Und du, geliebtes Kind meines Sohnes, sei ein guter Spanier, aber vergiss nicht, dass du als Franzose geboren wurdest, und wahre die Eintracht zwischen den beiden Nationen; so wirst du beider Glück und den Frieden in Europa sichern.

**Korrespondent Versailles:** Ludwig XIV. hat also das spanische Erbe angenommen. Damit könnten die beiden grossen Feinde von einst zu Verbündeten werden. Allerdings ist ein Krieg mit Österreich zu erwarten. Es muss sich erst zeigen, ob Ludwig XIV. das spanische Erbe behaupten kann. – Und damit gebe ich zurück zu Urs Abderhalden ins Studio.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Danke, Carolus Schwafel, für Ihren Bericht. – Meine Damen und Herren, damit sind wir am Ende unserer heutigen Sendung angelangt. Mit der Annahme der spanischen Königskrone im Namen seines Enkels erreichte Ludwig den Höhepunkt seiner Macht. Allerdings sollten ihn die Kosten des Krieges, den er um den Erhalt dieser Herrschaft zu führen gezwungen war, an den Rand des Ruins treiben.

Doch es gelang: Frankreich blieb Sieger in dieser Auseinandersetzung. Und Spanien war bis zur Zeit der Französischen Revolution der sicherste Verbündete des französischen Königshauses. Juan Carlos, der heutige Monarch von Spanien, ist übrigens ein Nachkomme von Philipp V., wie sich der Herzog von Anjou als spanischer König nennen sollte.

Ich danke Ihnen fürs Zuhören. Am Mikrofon für Sie war Urs Abderhalden. Schalten Sie wieder ein, wenn wir den achten Teil unserer Serie «Geld und Macht» senden, der sich mit England und seiner Kolonialmacht beschäftigt wird.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

## Geld und Macht im britischen Weltreich



Rupie, geprägt 1901 unter Viktoria I. für Indien  
Gekrönte Büste der Kaiserin





**Es agieren:**

- Sprecher/in
- Urs Abderhalden, Moderator
- William Hawkins, erster Gesandter der Ostindischen Kompanie an den Hof des Grossmoguls Jahangir
- Leonhard Ziegler, Plantagenbesitzer und Unternehmer
- Zorro Zeitlos, Reporter in Kanton
- ein namenloser chinesischer Junge
- Manilal Gandhi, Sohn von Mahatma Gandhi und Mitstreiter in dessen Kampf für die indische Unabhängigkeit

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Sprecher/in:** Radio MoneyMuseum – Geld und Macht im britischen Weltreich.

**Moderator:** Meine Damen und Herren, willkommen bei Radio MoneyMuseum, Zürich – am Mikrofon ist Urs Abderhalden.

Sie hören den achten Teil der Sendereihe «Geld und Macht». Unser heutiges Thema ist das britische Weltreich, wobei wir den Blick besonders auf Indien richten. An diesem Beispiel werden wir zeigen, wie die englische Ostindien-Kompanie, ein privates Handelsunternehmen, zur einflussreichsten Macht des riesigen Subkontinents aufsteigen konnte. Wir haben dazu zwei Interviews für Sie vorbereitet.

Eine Reportage führt uns dann nach China, wo wir uns mit dem Opiumkrieg als einem besonders krassen Beispiel für die Verflechtung von privatem Profit und Machtgewinn beschäftigen wollen.

Der letzte Beitrag dieser Sendung kreist ausnahmsweise nicht um Geld und Macht, sondern darum, wo die Macht des Geldes endet. Manilal Gandhi, der Sohn des grossen indi-

schen Freiheitskämpfers Mahatma Gandhi, wird uns vom gewaltlosen Kampf seines Vaters erzählen.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie haben «Geld und Macht – Teil 8» eingeschaltet. Unser erster Gast ist William Hawkins. Er war ein Angestellter der englischen Ostindien-Kompanie, die im Jahr 1600 von Königin Elisabeth I. das Monopol für den Handel mit dem Fernen Osten erhalten hatte. Hawkins wurde im Jahr 1607 von der Ostindien-Kompanie zu Jahangir, dem Grossmogul von Indien, geschickt, um dessen Erlaubnis zu erwirken, eine Faktorei, also eine Handelsvertretung auf indischem Boden, zu gründen. Von dieser Mission wird er uns berichten. *(Zu seinem Gast)* Willkommen, Mr. Hawkins.

**Hawkins:** Nice to meet you.

**Moderator:** Mr. Hawkins, können Sie für unsere Hörer kurz zusammenfassen, warum die Engländer überhaupt eine Faktorei in Indien einrichten wollten?

**Hawkins:** Sehen Sie, eigentlich ging es ja um die Banda-Inseln ...

**Moderator:** *(unterbricht ihn)* Mr. Hawkins, ich fürchte, von denen haben unsere Hörer noch nie etwas gehört.

**Hawkins:** Wirklich? Zu meiner Zeit sprach die halbe Welt davon. Die Banda-Inseln, dort gediehen die Muskatbäume, und *nur* dort. Mit den Banda-Inseln Handel zu treiben, das war der Traum jedes Londoner Händlers.

**Moderator:** Wieso?

**Hawkins:** Nun, ganz England schrie nach Muskatnüssen. Sie waren ein Allheilmittel, das sogar die Pest kurieren konnte.

**Moderator:** Bei uns werden Gewürze hauptsächlich zum Kochen verwendet.

**Hawkins:** Bei uns natürlich auch, vor allem, wenn das Fleisch nicht mehr ganz frisch ist, dann eignen sich Gewürze hervorragend, den schlechten Geschmack und den muffigen Geruch zu überdecken.

**Moderator:** So hatte ich das eigentlich nicht gemeint.

**Hawkins:** Sehen Sie, auf den Banda-Inseln kaufte man 10 Pfund Muskatnuss für weniger als einen englischen Penny. In London konnte man die gleichen 10 Pfund für 2 Pfund 10 Shilling verkaufen.

**Moderator:** Lassen Sie mich das bitte für unsere Hörer umrechnen ... Das entspricht ja einer Gewinnspanne von sage und schreibe 60'000 Prozent!

**Hawkins:** Da haben Sie bestimmt Recht. Aber nun kommt Indien ins Spiel. Auf den Banda-Inseln hatten wir Probleme, unsere Waren abzusetzen. Unser wichtigster Exportartikel war ein warmer Wollstoff, und wer wollte den auf den Banda-Inseln schon haben?

**Moderator:** Kein Wunder bei der Hitze, die auf den Banda-Inseln herrscht.

**Hawkins:** Ja, bei diesen Temperaturen kleidete man sich lie-

ber in einen leichten Baumwollstoff, wie ihn die Inder herstellen. Und diesen Baumwollstoff wollten wir in Indien kaufen, auf die Banda-Inseln transportieren und dort gegen Muskatnüsse eintauschen.

**Moderator:** Ein klassischer Dreieckshandel also.

**Hawkins:** Ja, das Problem war nur, dass die Portugiesen sich während des 16. Jahrhunderts in Indien und auf den Gewürzinseln eingenistet hatten. Sie versuchten, alle anderen Nationen von diesem lukrativen Geschäft fernzuhalten. Der portugiesische Einfluss war zwar am Schwenden, aber sie konnten trotzdem noch gefährliche Gegner sein.

**Moderator:** Das haben Sie ja am eigenen Leib erfahren.

**Hawkins:** Ja, als ich im Jahr 1607 von England nach Surat kam.

**Moderator:** Surat, nur für unsere Hörer, ist eine nordindische Hafenstadt, die im Golf von Cambay gegenüber von Oman liegt.

**Hawkins:** Ich ersuchte die lokalen Autoritäten um die Erlaubnis, eine Faktorei errichten zu dürfen. Aber weder der Hafenmeister noch der Stadtgouverneur wagten es, sie mir zu erteilen. Sie hatten Angst vor den Portugiesen. Und damit hatten sie Recht: Fünfmal versuchten die Portugiesen, mich umzubringen.

**Moderator:** Und dann zogen Sie an den Hof des Grossmoguls.

**Hawkins:** Ja, als ich sah, dass ich in Surat nichts ausrichten

konnte, ging ich nach Agra. Ich sprach perfekt Türkisch und konnte mich so mit dem Grossmogul Jahangir unterhalten. Und der fand es einfach wunderbar, seinem Hofstaat einen Exoten einzuverleiben.

**Moderator:** Jahangir freundete sich mit Ihnen an?

Hawkins: Zunächst schon, aber was war dieser Mann launisch! Er tötete aus Freude am Töten. Jeden Abend betrank er sich bis zur Bewusstlosigkeit, nahm dazu Opium. Im Rausch tat er schreckliche Dinge. Einen Minister liess er einmal fast zu Tode prügeln, weil der eines seiner Lieblingsgeschirre zerbrochen hatte. Mir versprach er mal die Faktorei, dann konnte er sich am nächsten Tag wieder an nichts erinnern. Es war zum Verzweifeln! Und als Jahangir dann meine Apanage grundlos strich, da wusste ich, dass ich jetzt den Hof besser verliess. Ich war natürlich tief enttäuscht, dass ich nichts hatte ausrichten können.

**Moderator:** So enttäuscht, dass Sie auf der Heimfahrt nach England sterben sollten. – Mr. Hawkins, besten Dank, dass Sie uns von dieser ersten Phase der Kolonisierung Indiens berichtet haben. Wenn man sich die spätere Situation vor Augen hält, kann man es kaum glauben, dass die Engländer so klein anfangen mussten. – Wie England es schaffte, auf dem indischen Subkontinent zur grössten Handelsmacht zu werden, das, meine Damen und Herren, erfahren Sie im nächsten Interview.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie hörten ein Interview mit William Hawkins, der die kläglichen Anfänge des englischen Handels mit Indien miterlebte. Nur wenige Jahre

später erreichte ein königlicher Gesandter bei Jahangir, was Hawkins versagt worden war: die offizielle Erlaubnis, in Indien Handel zu treiben. Damit trat die englische Ostindien-Kompanie in Konkurrenz mit Portugiesen, Niederländern und Franzosen. Mehr als ein Jahrhundert lang kämpften die Vertreter dieser Mächte um den grössten Anteil am Handel mit indischen Waren. Erst Ende des 18. Jahrhunderts gewann England den Handelskrieg.

Doch warum ausgerechnet England? Bedeutende englische Historiker machten den Zufall dafür verantwortlich. Sie behaupteten, man habe den indischen Subkontinent «in a fit of absentmindedness», also in einem Anfall von Geistesabwesenheit, erworben. Dem wurde vor allem von indischer Seite heftig widersprochen: Brutale Gewalt sei die Basis der englischen Macht gewesen.

Um Ihnen, liebe Hörer, ein neutrales Bild von der Entstehung der britischen Herrschaft über Indien zu vermitteln, haben wir Herrn Leonhard Ziegler eingeladen. Er ist als gebürtiger Zürcher natürlich neutral. Da er mehr als 30 Jahre als Pflanzer und Plantagenbesitzer in Indien lebte, konnte er die englischen Mechanismen zur Machtgewinnung aus der Nähe studieren. (*Zu seinem Gast*) Grüezi, Herr Ziegler.

**Ziegler:** (*mit schweizerdeutschem Akzent*) Grüezi, Herr Abderhalden.

**Moderator:** Herr Ziegler, Sie sind im Jahr 1803 als Soldat der Ostindischen Kompanie in Indien angekommen. Würden Sie uns erklären, warum eine private Handelsgesellschaft überhaupt eine Armee brauchte?

**Ziegler:** Nun, aus dem gleichen Grund, aus dem ein Haus Mauern hat: um den Besitz der Kompanie zu verteidigen.

**Moderator:** Ja, aber gleich eine richtige Armee?!

**Ziegler:** Wieso nicht? Die englischen Könige hatten der Ostindien-Kompanie alle staatlichen Rechte in Indien übertragen. Die Beamten der Kompanie übten die Zivilgerichtsbarkeit aus, besaßen das Recht, Truppen auszuheben und im Kampf einzusetzen, Festungen zu bauen – ja sogar die Entscheidung über Krieg oder Frieden stand in Indien dem Direktorium der Ostindien-Kompanie zu.

**Moderator:** Die Ostindien-Kompanie übte also in Indien alle Hoheitsrechte aus, die sonst ein Staat für sich in Anspruch nimmt.

**Ziegler:** Ja, dafür zahlte die Kompanie 400'000 Pfund im Jahr an die englische Regierung.

**Moderator:** Und was war mit den einheimischen Fürsten, liessen die sich das so einfach gefallen, dass sich die englischen Händler in ihre Rechte einmischten?

**Ziegler:** Dieser Kampf war schon lange beendet, bevor ich nach Indien kam. Sehen Sie, der Aufstieg der Ostindien-Kompanie wäre nicht möglich gewesen, wenn das Reich der Grossmoguln noch so mächtig gewesen wäre wie ein Jahrhundert vorher. Doch als die Zentralgewalt zerfiel, rissen lokale Machthaber die Herrschaft an sich – und damit schlug die Stunde der Kompanie. Stück für Stück eroberte sie das Land.

**Moderator:** Sie eroberte Indien?

**Ziegler:** So ist das natürlich falsch ausgedrückt. Sie spielte die verschiedenen Machthaber gegeneinander aus. Sehen Sie:

Fürst A hat eine Meinungsverschiedenheit mit Fürst B. Fürst A wendet sich an die Ostindien-Kompanie, und die sagt ihre Hilfe zu. Natürlich gegen entsprechende Handelsprivilegien. Dann siegt Fürst A zusammen mit der Kompanie über Fürst B, und der wird als der Unterlegene gezwungen, der Ostindien-Kompanie ebenfalls Handelsprivilegien zu erteilen. So gewinnt die Kompanie doppelt. Und dann war da natürlich der Coup mit Bengalen.

**Moderator:** Bengalen?

**Ziegler:** Der Fürst von Bengalen beging den Fehler, sich mit der Ostindien-Kompanie anzulegen. Er befahl, die Befestigungen der Faktoreien zu schleifen. Kann ich ja verstehen, kein Herrscher duldet auf seinem Territorium freiwillig feindliche Festungen. Doch der Mann verschätzte sich hinsichtlich der realen Machtverhältnisse. Sein Heer wurde von den Soldaten der Kompanie völlig vernichtet.

**Moderator:** Und dann?

**Ziegler:** Auch wenn der Grossmogul keine Macht mehr hatte, gab es ihn immer noch. Er war der Einzige in Indien, dem es rein juristisch zustand, einen neuen Fürsten einzusetzen. Und was tat der Mann? Er bot den Direktoren der Ostindien-Kompanie an, die Verwaltung von Bengalen selbst zu übernehmen.

**Moderator:** Was bedeutete das?

**Ziegler:** Die Beamten der Kompanie zogen in Bengalen seit 1764 die Steuern ein und übten die Gerichtsbarkeit aus. Mit dem Geld, das sie aus der Provinz herauspressten, finanzierten sie die Feldzüge der Kompanie. Sie zahlten die Eroberung



Indiens mit den Steuern, welche die Inder zahlten. Die englischen Aktionäre kostete das keinen Farthing.

**Moderator:** Und so wurde die Ostindien-Kompanie zur grössten Macht in Indien. Das war der Zeitpunkt, als Sie ins Land kamen. Wollten Sie in der Armee Karriere machen?

**Ziegler:** Nein, wie so viele andere suchte ich mein Glück im Handel oder in der Landwirtschaft. Und mein Schicksal wollte es, dass ich die Chance bekam, in einem der zukunfts-trächtigsten Gewerbe des Landes eingesetzt zu werden.

**Moderator:** Sie wurden Verwalter auf einer Indigofarm.

**Ziegler:** Ja. Ungefähr gleichzeitig setzte im Mutterland England die industrielle Revolution ein. Jahrhundertlang waren die feinen indischen Baumwollgewebe der Exportschlager Indiens gewesen, doch auf einmal brauchte man sie in Europa nicht mehr. Dank der Maschinen stellte England selbst viel billigere Produkte her. Der indische Baumwolllexport brach zusammen. Waren im Jahr 1800 noch Textilien im Wert von 1,4 Millionen Pfund exportiert worden, kamen wir 1809 auf ein Exportvolumen von nur noch 0,3 Millionen Pfund. Das bedeutete, dass der Export innerhalb von nicht ganz zehn Jahren auf ein Viertel geschrumpft war. Eine Katastrophe für die Ostindien-Kompanie, die zum grossen Teil vom Handel mit Baumwollgeweben lebte.

**Moderator:** Sie selbst wurden von dieser Wirtschaftskrise nicht betroffen?

**Ziegler:** Nein, ich arbeitete auf einer Indigoplantage. Indigo braucht man, um Gewebe blau zu färben. Und gefärbt werden musste sowohl das indische als auch das englische Ge-

webe. Wir lieferten nun halt direkt nach England. Mit Indigo war gutes Geld zu verdienen. Aber wissen Sie, der Indigoanbau ist zeitaufwendig und höchst wetterabhängig. Ich habe mehr Indigopflanzer gekannt, die sich ruiniert haben, als solche, die es schafften.

**Moderator:** Aber Sie haben es geschafft.

**Ziegler:** Ja, ich bin nicht faul in meinem Herrenhaus sitzen geblieben und habe mich mit Whiskey volllaufen lassen. Ich habe die Landessprache gelernt und meine Assamis selbst kontrolliert, immer die Reitpeitsche in der Hand, um jede Form von Nachlässigkeit zu bestrafen.

**Moderator:** Aber ich bitte Sie! Sie haben die Menschen ausgepeitscht?

**Ziegler:** Selbstverständlich. Anders waren diese Faulpelze doch nicht zum Arbeiten zu bewegen. Sind doch nur dreckige Eingeborene, die sollen froh sein, wenn wir ihnen einen Hauch von Zivilisation bringen.

**Moderator:** Wir wollen das hier nicht näher ausführen. Hier weichen Ihre Vorstellungen von denen unserer Zeit erheblich ab. Beantworten Sie mir doch lieber die Frage, wie Sie als Privatmann in Indien einen Betrieb führen konnten, obwohl die Ostindien-Kompanie das Monopol auf den Handel mit Indien hatte.

**Ziegler:** Ach ja, das Monopol, das war doch schon längst völlig ausgehöhlt. Die Kompanie konzentrierte sich auf einige besonders lukrative Güter wie zum Beispiel das Opium.

**Moderator:** Dazu kommen wir später.

**Ziegler:** Im Jahr 1813 wurde das Handelsmonopol abgeschafft. Die Ostindien-Kompanie besorgte nur noch die Verwaltung des Landes und liess sich dafür mit den indischen Steuereinnahmen gut bezahlen.

**Moderator:** Wem nutzte die Herrschaft der Engländer über Indien mehr: diesen selbst oder den Indern?

**Ziegler:** Sie nutzte selbstverständlich beiden. Sehen Sie, die Engländer konnten ihre überflüssigen jungen Männer nach Indien schicken. Die einen schafften es, die anderen gingen unter. Diejenigen, die untergingen, hätte man in England sowieso nicht brauchen können. Und diejenigen, die es schafften, die brachten den Reichtum zurück in die Heimat. Auch ich zum Beispiel hatte mit meinem Einkommen die Familie meines Bruders in der Schweiz jahrzehntelang unterhalten. Und die Inder hatten von der englischen Herrschaft natürlich auch ihre Vorteile: Wir brachten ihnen die Zivilisation. Bald lernten die Söhne reicher Inder an den englischen Schulen. Sie kehrten mit der besten Ausbildung zurück in ihr Vaterland. Durch uns wurde Indien also mit allen Segnungen der Zivilisation versehen. Denken Sie nur an mein Dampfschiff.

**Moderator:** Ihr Dampfschiff?

**Ziegler:** Als ich das erste Mal zu meiner Farm fuhr, war ich mit 70 Ruderern eineinhalb Monate unterwegs. Wenige Jahre später kaufte ich ein Dampfschiff. Nun brauchten wir nur noch zwölf Mann Besatzung und waren wesentlich schneller als vorher. Durch den Einsatz der modernen Technik erschlossen wir Indien für die Zivilisation.

**Moderator:** Herr Ziegler, ich danke Ihnen für Ihre Ausführungen.

**Ziegler:** Keine Ursache, es war mir eine Freude, mal wieder Deutsch reden zu dürfen.

**Moderator:** Meine Damen und Herren, im nächsten Beitrag dieser Sendung verlassen wir Indien und machen einen Abstecher nach China, denn auch dort machten sich die wirtschaftlichen Expansionsgelüste Englands bemerkbar. Wie, das erfahren Sie gleich.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie hörten ein Interview mit Leonhard Ziegler über die Art und Weise, wie England mittels der Ostindien-Kompanie seine Macht über Indien ausdehnte. Dass Indien kein Einzelfall war, das zeigt unser nächster Beitrag. Unser Reporter Zorro Zeitlos hat für Sie eine chinesische Opiumhöhle des Jahres 1845 besucht. Wir schalten zurück in die Vergangenheit. – Hier ist Radio MoneyMuseum. Zorro Zeitlos, können Sie mich hören?

**Reporter in Kanton:** Ja, Urs Abderhalden, die Verbindung ist ausgezeichnet. Ich befinde mich hier in einer Opiumhöhle. Hierher kommen Chinesen, um Opium zu konsumieren. Es handelt sich um einen einzigen schmucklosen Raum. Auf dem Boden sind eng nebeneinander dreckige Matten ausgelegt. Auf den meisten haben sich bereits Chinesen niedergelassen, um ihre Opiumpfeife zu rauchen. Die Opiumpfeife ist ein langes Instrument, das aussieht wie eine Flöte mit nur einem Loch. In dieses Loch kommt das Opium. Der Süchtige zieht drei-, viermal an seiner Pfeife, dann lässt er sie von einem kleinen Helfer wieder füllen. *(An einen vorbeihuschenden Jungen gewandt)* Hei du, komm doch mal her!

**Chinesischer Junge:** *(radebrechend)* Ja, Herr.

**Reporter in Kanton:** Was machst du da?

**Chinesischer Junge:** Ich fülle Pfeifen.

**Reporter in Kanton:** Wie machst du das?

**Chinesischer Junge:** Ich nehme Opium aus Büchse mit Nadel. Dann kommt Opium auf kleines Brett. Lampe muss heiss sein, dann Opium heiss, dann Opium in Pfeife.

**Reporter in Kanton:** Danke. – Es ist unterschiedlich, wie viel Opium ein Süchtiger braucht, um in den begehrten Schlaf zu fallen, der ihm die schönen Träume schenkt und ihn die kläglichen Umstände, unter denen er hier seine Pfeife raucht, vergessen lässt.

**Moderator:** Danke für Ihre Schilderung, Zorro Zeitlos. Können Sie für unsere Zuhörer kurz beschreiben, was für Auswirkungen der Opiumgenuss hat?

**Reporter in Kanton:** Der Neuling hat nach seinem ersten Rausch einmal mit starker Übelkeit zu kämpfen. Wer das Teufelszeug öfters raucht, der zahlt mit einem Verlust jeglicher Energie. Auf Dauer führt das zu einer ständigen Lethargie und dem Verlust der sozialen Stellung. Im Endstadium der Opiumsucht leidet der Kranke sogar unter erheblichen geistigen Schäden.

**Moderator:** Warum unternimmt die Regierung nichts gegen diese Sucht?

**Reporter in Kanton:** Nun, das hat sie versucht. Lassen Sie mich dafür ein wenig weiter ausholen. Sie müssen daran denken, dass China das Land ist, aus dem die Briten den Roh-

stoff für ihr Nationalgetränk beziehen: die Teeblätter. Um diese Ware zu erhalten, musste die Ostindien-Kompanie jahrzehntelang gutes Silber aus England exportieren, denn England produzierte keine Ware, die sich in China absetzen liess. Ein unhaltbarer Zustand! Die englischen Kaufleute der Kompanie suchten verzweifelt nach einer gewinnträchtigen Handelsware, und die fanden sie vor der Mitte des 18. Jahrhunderts im indischen Opium. Allerdings brauchte es noch einige Jahrzehnte, bis das Opium zu einem Verkaufsschlager wurde. Im Jahr 1800 wurden bereits 300'000 Kilogramm der Droge nach China importiert. Um 1830 zählte man zwei Millionen Opiumsüchtige, das entsprach bei einer Gesamtbevölkerung von 400 Millionen immerhin einem halben Prozent der Bevölkerung. Im Jahr 1839, dem Jahr in dem der Opiumkrieg ausbrach, führten die Engländer bereits mehr als 2 1/2 Tausend Tonnen ein.

**Moderator:** Die Engländer haben den Opiumkrieg trotz ihrer militärischen Unterlegenheit gewonnen. Können Sie uns etwas über die Gründe dafür erzählen?

**Reporter in Kanton:** Sehen Sie: Es störte den chinesischen Kaiser eigentlich nicht, dass ein halbes Prozent der von ihm beherrschten Bevölkerung süchtig war. Ein Problem dagegen stellte die Tatsache dar, dass trotz seines ständig wiederholten Einfuhrverbots Opium ins Land kam. Seine Beamten verdienten sich eine goldene Nase, indem sie die opiumschmuggelnden Schiffe der Engländer übersahen. Es ging also nicht darum, den Opiumhandel auszuschalten, sondern die eigenen Beamten zu disziplinieren. Wie das erreicht werden sollte, dafür diskutierte man am Kaiserhof drei unterschiedliche Wege: Die einen stimmten für ein radikal durchgesetztes Einfuhrverbot, die anderen für eine Legalisierung des Opiumhandels. Die stärkste Gruppe aber setzte sich aus all den

Nutzniessern der Bestechungsgelder zusammen. Sie plädierte dafür, alles so zu lassen, wie es war.

Nach langen Diskussionen entschied sich der chinesische Kaiser, militärisch gegen die Einfuhr von Opium vorzugehen. Dies veranlasste die Engländer, den sogenannten Ersten Opiumkrieg zu beginnen. Trotz der schlechten Bewaffnung hätten die Chinesen den wenigen Ausländern durchaus Paroli bieten können, aber am Hof des Kaisers gab es eine starke Fraktion, die zum alten Zustand und damit zu den lukrativen Bestechungen zurückkehren wollte. Der Kaiser wurde zum Frieden gezwungen. Er gestand den Engländern 21 Millionen Silberdollar Kriegsschädigung zu, ausserdem trat China Hong Kong als Kronkolonie an die Briten ab.

**Moderator:** Auch wenn diese erste Niederlage der Chinesen nicht zwingend war, nur knapp 20 Jahre später hatten sich die Machtverhältnisse im Osten so gewandelt, dass britische und französische Truppen im Zweiten Opiumkrieg Kanton eroberten und die europäischen Regierungen dem chinesischen Kaiser einen Vertrag aufzwangen, der sein Land zu einer Halbkolonie machte. Dieses Beispiel zeigt uns ein weiteres Mal, wie stark die Machtausdehnung des britischen Weltreichs auf den privaten Handelsinteressen englischer Kaufleute beruhte. – Zorro Zeitlos, ich danke Ihnen für Ihren Bericht.

Im letzten Beitrag dieser Sendung, liebe Hörer, kehren wir zurück nach Indien, und zwar zum letzten Kapitel englischer Herrschaft auf dem indischen Subkontinent. Bleiben Sie dran.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*

**Moderator:** Meine Damen und Herren, Sie haben Radio MoneyMuseum eingeschaltet und hören die Sendung «Geld

und Macht im britischen Weltreich». Unsere bisherigen Beiträge haben sich damit beschäftigt, wie eng verbunden englische Privatinteressen im Ausland mit der Machtentfaltung der britischen Regierung waren. Nachdem wir in der letzten Reportage einen Seitenblick auf China geworfen haben, wollen wir uns jetzt wieder Indien zuwenden. Dort hatte sich die englische Ostindien-Kompanie als ein Staat im Staate einquartiert. Sie zwang während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr unabhängige Fürsten dazu, sich ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Doch im Jahr 1857 brach in Nordindien ein Aufstand aus, der die Kompanie an den Rand des Ruins brachte. Solange man beschränkte militärische Aktionen aus den indischen Steuereinkünften hatte finanzieren können, war die Ostindien-Kompanie profitabel gewesen. Doch für die Niederschlagung eines grossen Aufstands reichte die Finanzdecke der privaten Handelsgesellschaft nicht aus. Der englische Staat übernahm das Erbe. Er erhoffte sich – genauso wie vorher die privaten Unternehmer – einen Gewinn: diesmal zu Gunsten des Staatshaushalt.

Und damit sind wir bei unserem nächsten Gast angelangt. Manilal Gandhi, der Sohn des grossen Mahatma Gandhi, wird uns berichten, mit welchen Mitteln die indischen Freiheitskämpfer die englische Regierung dazu bewegten, Indien aus der englischen Herrschaft zu entlassen. *(Zu seinem Gast)* Manilal Gandhi, herzlich willkommen hier in unserem Studio.

**Gandhi:** *(mit rollendem R und indischem Akzent)* Gut, dass sich Ihre Hörer für unsere Sache interessieren.

**Moderator:** Sie kämpften mit Ihrem Vater Mahatma Gandhi für die Freiheit von Indien.

**Gandhi:** Wir kämpften für Swaraj, für die freie Selbst-



regierung. Das ist etwas ganz anderes. Swaraj beginnt in uns selbst. Swaraj kann nur durch die völlige Selbstbeherrschung jedes Kämpfers errungen werden. Der erste Schritt zur freien Selbstregierung ist die Freiheit von Begierden aller Art, sei es nach gutem Essen, nach Luxus, nach Geld. Es geht nicht um die persönliche Freiheit des Individuums wie bei euch im Westen. Wir sind Hindus, wir glauben an das Aufgehen des persönlichen Schicksals in der gemeinsamen Sache. Der Einzelne ist nichts. Unser privates Schicksal zählt nicht.

**Moderator:** Das haben Sie ja am eigenen Leibe erlebt. Sie haben auf Befehl Ihres Vaters darauf verzichtet, die Frau zu heiraten, die Sie liebten.

**Gandhi:** Mein Vater erklärte mir, dass meine Heirat mit einer Muslimin unserer nationalen Sache schaden könnte. Und was ist das Glück des Einzelnen? Ein trügerischer Schein. So habe ich die Frau genommen, die mein Vater mir zuführte.

**Moderator:** Sie haben mit ihr später in einem Aschram gelebt.

**Gandhi:** Oh, kein Aschram, diesen Ehrentitel verdiente unsere Siedlung nicht. Wir lebten in einem Udyoga Mandir, einem Tempel des Gewerbes. Mein Vater entzog unserer Siedlung den Ehrentitel «Aschram», als er sah, dass wir nicht zur Vollkommenheit fähig waren.

**Moderator:** Könnten Sie uns das Leben dort schildern?

**Gandhi:** Es war einfach und schlicht. Jeder beteiligte sich an allen Arbeiten. Alles gehörte allen. Keiner von uns besass auch nur eine Rupie. Wir waren 133 Männer, 66 Frauen und 78 Kinder. Am meisten Schwierigkeiten gab es mit den Frauen. Sie waren ja nicht freiwillig im Udyoga. Sie mussten ihren

Männern folgen. Was machten sie für einen Aufstand, als mein Vater anordnete, dass unser vegetarisches Essen nicht mehr gewürzt werden dürfe! Sie verstanden nicht, dass er diese Anordnung traf, um ihnen zu helfen. Wie sollten sie sonst weiter vorankommen auf dem Weg der Bedürfnislosigkeit?

**Moderator:** Wozu war die denn nötig?

**Gandhi:** Um den Kampf mit den Engländern zu führen.

**Moderator:** Kampf durch Bedürfnislosigkeit?

**Gandhi:** Ja, der Weg des Satyagraha. Ihn entwickelte mein Vater während seines Aufenthalts in Südafrika. Sie müssen sich vorstellen, im Jahr 1893, als er als junger Anwalt in Prätorien ankam, waren wir Inder dort Menschen zweiter Klasse. Mein Vater erlebte das am eigenen Leibe. Als er zum ersten Mal mit der Eisenbahn fuhr, wurde er mehrere Male aus dem Zug geworfen. Und das nur, weil er es gewagt hatte, erster Klasse zu fahren! Und dann befürwortete die Regierung ungerechte Gesetze, nur, um uns Inder aus Südafrika zu vertreiben.

**Moderator:** Was verstehen Sie unter Satyagraha?

**Gandhi:** Satyagraha ist das Widerstandsrecht dessen, der bereit ist, gewaltfrei an dem festzuhalten, was er als Wahrheit erkannt hat. Es bedeutet, sich gegen eine Ungerechtigkeit so lange mit gewaltfreien Mitteln zu wehren, bis der andere einsieht, dass er im Unrecht ist.

**Moderator:** Können Sie uns das an einem Beispiel erklären?

**Gandhi:** Selbstverständlich. Mein Vater führte unzählige Aktionen von Satyagraha durch. Zunächst musste ein ganz bestimmtes Ziel definiert werden. Im Jahr 1906 zum Beispiel hatte die Regierung von Transvaal die Meldepflicht für Inder eingeführt. Verstehen Sie, *nur* für Inder! Das war eine Schikane. Mein Vater organisierte den Boykott dieser Massnahme. Kein Inder sollte sich registrieren lassen. Vor jedem Meldebüro standen Posten, um alle Inder davon abzuhalten. Dabei durfte selbstverständlich nur Überredung angewendet werden, keine Gewalt! Die Posten liessen sich widerspruchslos von der Polizei verhaften. Andere übernahmen ihre Wache.

In über einem Jahr liessen sich insgesamt nur 511 Inder registrieren. General Smuts, der für die Regierung Transvaals zuständig war, musste mit meinem Vater verhandeln. Er bot ihm damals an, das Gesetz abzuschaffen, wenn sich die Inder vorher freiwillig registrieren liessen. Mein Vater ging darauf ein. Er erklärte uns, dass es zum Satyagraha gehöre, den Gegner beim Wort zu nehmen. Viele unserer Anhänger haben das nicht verstanden. Einer von ihnen schlug meinen Vater zusammen, als der sich als Erster im Meldebüro registrieren liess. Und es war dann auch nicht gerade hilfreich für die einfachen Menschen, dass General Smuts sein Wort brach und das Gesetz nicht abschaffte. Sie haben nicht verstanden, dass wir schon einen moralischen Sieg errungen hatten, weil sich die Mächtigen mit uns, den Ohnmächtigen, an einen Tisch setzen mussten, um zu verhandeln.

**Moderator:** Ehrlich gesagt, das verstehe ich auch nicht ganz. Die Aktion, die vielen Menschen, die sich dabei verhaften liessen – sie haben doch gar nichts erreicht.

**Gandhi:** Oh doch, wir wurden endlich wahrgenommen. Manchmal wirkte eine Aktion von Satyagraha sofort,

manchmal dauerte es viele Jahre, bis sich der Erfolg einstellte. Wenn Sie der Öffentlichkeit zeigen, dass Ihr Gegner im Unrecht ist, hat er einen schwachen Stand. Denken Sie nur an unseren berühmten Salzmarsch.

**Moderator:** Da waren Sie auch dabei?

**Gandhi:** Ja, das war aber schon wesentlich später, im Jahr 1930, als der Freiheitskampf der Inder auf dem Höhepunkt war. Damals rief der Kongress einen Unabhängigkeitstag aus.

**Moderator:** Der Kongress?

**Gandhi:** Indien besass seit 1885 einen Nationalkongress, der allerdings auf die britische Verwaltung praktisch keinen Einfluss hatte. Aber der Kongress war ein wichtiges Kommunikationsmittel, um die Bedürfnisse der indischen Nation zu formulieren und der britischen Regierung in London zu Gehör zu bringen.

**Moderator:** Und dieser Kongress rief also einen Unabhängigkeitstag aus.

**Gandhi:** Ja, an diesem Tag sollte in ganz Indien eine von meinem Vater verfasste Erklärung vorgelesen werden, in der wir uns gegen die wirtschaftliche Ausbeutung durch die Briten wandten.

**Moderator:** Die wirtschaftliche Freiheit war den Indern wichtiger als die politische?

**Gandhi:** Aber verstehen Sie denn nicht, dass die eine die andere bedingt? Die Briten beherrschten Indien, solange ihnen das Land etwas einbrachte. Sobald mit Indien kein Ge-

schäft mehr zu machen gewesen wäre, wäre das Interesse daran automatisch erloschen.

**Moderator:** Und wogegen genau wandte sich Ihr Vater?

**Gandhi:** Nun, zunächst ging es um die viel zu hohe Grundsteuer. Sie sollte ermässigt werden. Dann forderten wir die Abwertung der indischen Rupie. Der Staatssekretär des britischen Indienministeriums hatte den Wechselkurs fixiert, damit die britischen Händler nicht mit Wechselverlusten kalkulieren mussten. Aber der offizielle Kurs von einer Rupie zu einem Shilling 6 Pence war völlig überhöht. Deshalb schlug mein Vater eine Abwertung um ca. 12 Prozent vor – auf einen Shilling 4 Pence –, um die Konkurrenzfähigkeit der indischen Waren zu erhöhen. Dann plädierten wir für einen Schutzzoll auf ausländische Textilien. Können Sie sich vorstellen, dass Indien, das einst die halbe Welt mit seinen feinen Baumwollgeweben versorgt hatte, nun von billigeren englischen Textilien überschwemmt wurde? Mein Vater hatte den Boykott dieser englischen Stoffe schon seit Jahren gefordert.

**Moderator:** Mahatma Gandhi stellte also vor allem die Forderungen der indischen Wirtschaft?

**Gandhi:** Aber nein, es waren auch einige politische Anliegen dabei: die Abschaffung der Geheimpolizei zum Beispiel und die Freilassung aller politischen Gefangenen. Ferner ging es darum, die Einkünfte jedes einzelnen Engländers in unserem Land zu beschränken. So sollte der Militärhaushalt um 50 Prozent gekürzt werden, genauso wie die Gehälter der Regierungsbeamten. Die Küstenschifffahrt sollte in Zukunft nur noch Indern erlaubt sein. Und dann, ja dann ging es natürlich um das Salz.

**Moderator:** Das Salz?

**Gandhi:** Die Salzsteuer der Regierung. Sehen Sie, die war ganz besonders ungerecht. Salz braucht jeder Mensch.

**Moderator:** (*lacht*) Ausser den Anhängern Ihres Vaters, die lebten ja nicht nur vegetarisch, sondern auch salzlos.

**Gandhi:** (*völlig humorlos*) Ja, nicht alle Menschen sind zum vollständigen Verzicht fähig. Wären alle innerlich so frei gewesen wie wir, hätte Indien schon viel früher Swaraj gewonnen.

**Moderator:** Kommen wir lieber zur Salzsteuer.

**Gandhi:** Eben, jeder Mensch braucht Salz, und zwar der Arme wie der Reiche. Und so zahlten Arm und Reich die gleiche Steuer an den Staat. Und dabei gab es an unserer Westküste Salz, das man nur am Strand aufzulesen brauchte. Natürlich war das strengstens verboten. Aber hier konnte mein Vater eine Aktion des Satyagraha vollziehen. Er zog mit einer Gruppe von 78 Männern los. Zu Fuss natürlich, wir konnten ja für einen Akt des Satyagraha nicht die Eisenbahn benutzen, die von den Engländern kontrolliert wurde. In jedem grösseren Ort, durch den wir kamen, hielt mein Vater eine Ansprache.

Und nach fast drei Wochen waren wir an der Küste angelangt. Demonstrativ hob Mahatma Gandhi einen Klumpen Salz auf und hatte damit das Gesetz gebrochen. Das illegale Salzsammeln breitete sich an der Küste wie ein Flächenbrand aus. Die Salzbeamten schafften es gar nicht, gegen alle Gesetzesbrecher vorzugehen. Und die Regierung verzeichnete einen Einbruch in der Salzsteuer, weil nur noch wenige Händler teures, mit der Steuer belastetes Salz kauften. Sie rechne-

ten damit, dass die Regierung die Salzsteuer bald abschaffen würde.

**Moderator:** Das tat sie aber nicht.

**Gandhi:** Viel besser, nach einem Jahr des Widerstandes lud der Vizekönig meinen Vater an den runden Tisch, um mit ihm alle anstehenden Probleme zu besprechen.

**Moderator:** Erreicht hat Ihr Vater damals aber praktisch gar nichts. Die Salzsteuer blieb – und vor allem: Der beschlagnahmte Besitz der Steuerverweigerer wurde nicht zurückgegeben. Dadurch verloren viele Inder ihren Lebensunterhalt!

**Gandhi:** (*verliert seine Unbewegtheit*) Ja, aber verstehen Sie denn immer noch nicht?! Der Vizekönig verhandelte mit meinem Vater. Das war der Erfolg! Der Ohnmächtige zwingt den Mächtigen dazu, ihn wahrzunehmen. Durch das Gespräch wird der Mächtige eines Tages erkennen, dass er Unrecht getan hat. Sie dürfen nicht so kurzfristig denken.

**Moderator:** Es hat dann ja auch noch bis ins Jahr 1947 gedauert, bis Indien seine Unabhängigkeit bekam. Und Ihr Vater wurde wenige Monate später von einem ehemaligen Anhänger erschossen.

**Gandhi:** Der Mann hatte nicht verstanden, dass man auch gegenüber dem politischen Gegner gerecht sein muss. Wahrheit endet nicht beim eigenen Vorteil.

**Moderator:** Nein, aber die Macht des Geldes endet dort, wo ein Mächtiger auf Idealisten stösst, die bereit sind, den eigenen Wohlstand und das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, um für ein grosses Ziel zu kämpfen. – Manilal Gandhi, wir dan-

ken Ihnen dafür, dass Sie uns das am Schluss unserer heutigen Sendung so eindringlich vor Augen geführt haben.

Ja, meine Damen und Herren, damit sind wir am Ende unserer Sendung «Geld und Macht im britischen Weltreich». Am Mikrofon für Sie war Urs Abderhalden. Wir danken fürs Zuhören und hoffen, dass es uns gelungen ist, Ihnen einige neue Perspektiven im Verhältnis zwischen Geld und Macht zu zeigen.

*(Jingle von Radio MoneyMuseum ertönt)*



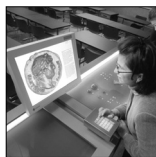








# Das MoneyMuseum

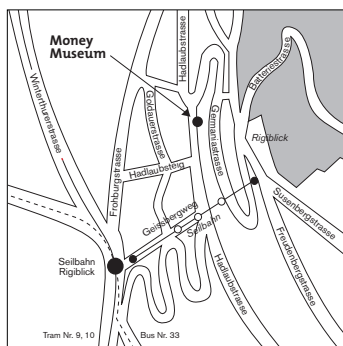


## Macht und Magie des Geldes – gestern, heute, morgen

Das MoneyMuseum – mehr als ein Museum

Geschichte und Geschichten rund um Geld, Aufstieg und Niedergang von Währungen – all dies erzählt Ihnen das MoneyMuseum auf unterhaltsame, spielerische Weise. Das MoneyMuseum versteht sich in erster Linie als Begegnungsstätte im Sinne des römischen Forums: Hier werden Meinungen, Erfahrungen und Visionen rund ums Thema Geld ausgetauscht und diskutiert. Machen Sie mit!

So finden Sie uns:



Öffnungszeiten: jeden Dienstag von 13.00 bis 17.30 Uhr  
Daten und Zeiten der Veranstaltungen siehe Homepage  
MoneyMuseum · Hadlaubstrasse 106 · CH-8006 Zürich  
Telefon +41 (0)44 350 73 80 · [www.moneymuseum.com](http://www.moneymuseum.com)



Ursula Kampmann

## Menschengesichter

Götter, Herrscher, Ideale –  
das Antlitz des Menschen  
im Münzbild

144 Seiten in Farbe,  
Kunstdruckpapier,  
gebunden, mit Leseband,  
Format 23 x 29 cm,  
ISBN 3-0350-9002-5

In diesem prächtigen Bildband sind 50 typische, beeindruckende, wesentliche Münzbilder aus zweieinhalb Jahrtausenden wiedergegeben, in hervorragender Qualität, detailtreu beschrieben. Die Autorin Ursula Kampmann leuchtet die Hintergründe schwungvoll aus und stellt sie in den historischen Kontext.

Erhältlich bei:

Oesch Verlag

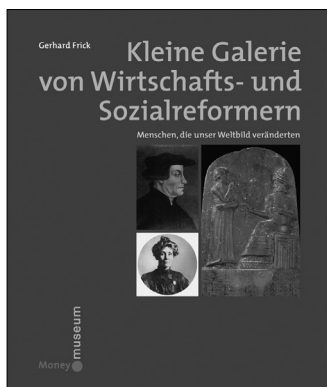
Jungholzstrasse 28, CH-8050 Zürich

Telefax 0041/44 305 70 66

E-Mail: [info@oeschverlag.ch](mailto:info@oeschverlag.ch)

[www.oeschverlag.ch](http://www.oeschverlag.ch)

Alle Bücher von Oesch erhalten Sie in Ihrer  
Buchhandlung, Versand- und Internetbuchhandlung



Gerhard Frick

## Kleine Galerie von Wirtschafts- und Sozialreformern

Menschen, die unser  
Weltbild veränderten

160 Seiten in Farbe,  
Kunstdruckpapier, gebun-  
den, Format 21 x 25 cm,  
ISBN 978-3-03760-002-3

In dieser reich bebilderten Publikation stellt Ihnen das MoneyMuseum 34 ausserordentliche Individuen vor, die die Geschichte der Menschheit in bedeutender Weise geprägt haben und es heute noch tun. Der Bogen spannt sich dabei von Hammurabi, der im 2. vorchristlichen Jahrtausend das Babylonische Reich gründete, über Adam Smith und Rosa Luxemburg bis zu Zeitgenossen wie Nelson Mandela und Gustavo Gutiérrez.

Erhältlich bei:

Oesch Verlag

Jungholzstrasse 28, CH-8050 Zürich

Telefax 0041/44 305 70 66

E-Mail: [info@oeschverlag.ch](mailto:info@oeschverlag.ch)

[www.oeschverlag.ch](http://www.oeschverlag.ch)

Alle Bücher von Oesch erhalten Sie in Ihrer  
Buchhandlung, Versand- und Internetbuchhandlung

## Publikationen des MoneyMuseums



Radio MoneyMuseum

### **Geld und Macht in der Antike**

Eine Hörspielreihe von  
Ursula Kampmann

151 Seiten, gebunden,  
Format 12,8 x 21 cm

In den hier vorliegenden vier Hörspielen führt Sie die Historikerin Ursula Kampmann mit Radio MoneyMuseum vom klassischen Griechenland bis zur römischen Kaiserzeit. Ergänzt wird jedes Hörspiel von ein paar Fragen, die der Leserin, dem Leser auf kurzweilige Art Lesekontrolle wie Wissenswertes bieten.

Gratis erhältlich im:

MoneyMuseum  
Hadlaubstrasse 106, CH-8006 Zürich  
(kein Versand)

Telefax 0041 /44 242 76 78  
E-Mail: [info@moneymuseum.com](mailto:info@moneymuseum.com)  
[www.moneymuseum.com](http://www.moneymuseum.com)

Öffnungszeiten: Di 13.00–17.30 Uhr